EINE AFRIKANISCHE TROPEN-INSEL.

FERNANDO PÓO

UND DIE BUBE

von

DR. OSCAR BAUMANN.

MIT 16 ILLUSTRATIONEN VON LUDWIG HANS FISCHER
UND FRANZ ZIMERMAN, NACH SKIZZEN DES VERFASSERS UND EINER
ORIGINALKARTE.



WIEN und OLMÜTZ
EDUARD HÖLZEL
1888.

EINE AFRIKANISCHE TROPEN-INSEL.

FERNANDO PÓO

UND DIE BUBE

DARGESTELLT AUF GRUND EINER REISE IM AUFTRAGE DER K. K. GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT IN WIEN

von

Dr. OSCAR BAUMANN.

MIT 16 ILLUSTRATIONEN VON LUDWIG HANS FISCHER UND FRANZ ZIMERMAN, NACH SKIZZEN DES VERFASSERS UND EINER ORIGINALKARTE.



WIEN und OLMÜTZ
EDUARD HÖLZEL
1888.

SEINEN

LIEBEN ELTERN

HEINRICH UND JOSEFINE BAUMANN

IN

INNIGER DANKBARKEIT GEWIDMET

VOM

VERFASSER

VORWORT.

Vorliegende Arbeit bildet das Ergebniss einer Reise, welche ich nach Abschluss meiner Thätigkeit als Mitglied der österreichischen Congo-Expedition durch die Insel Fernando Póo ausführte. Wenn es mir auf derselben nicht völlig gelungen ist, in meinen Beobachtungen jenen Grad wissenschaftlicher Gründlichkeit zu erreichen, den ich selbst gewünscht hätte, so möge man bedenken, dass ich vorher ein Jahr in der Wildniss zugebracht, mit schadhafter Ausrüstung und bescheidenen Mitteln die Insel betrat und in der Regenzeit reiste. Falls meine Arbeit zur Kenntniss von Fernando Póo doch Einiges beitragen sollte, so schreibe ich dies in erster Linie der Förderung zu, welche mir von Körperschaften und Einzelnen zu Theil wurde.

Ich spreche hiermit meinen herzlichsten und ergebenen Dank aus: der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, sowie dem Chef der österreichischen Congo-Expedition Prof. Dr. Lenz für die Gewährung der Geldmittel für die Reise, den k. k. Gesandten Excellenz Grafen Dubsky in Madrid und Baron Brenner in Lissabon für gewährte moralische Unterstützung, der »Sociedad geográfica de Madrid« für die Förderung meiner Studien in Spanien, den Herren Beamten der k. deutschen Regierung in Kamerun Herrn Gouverneur Frhr. v. Soden, Dr. Grabbes, Ingenieur Schran und meinem Herrn Berufsgenossen Dr. Zintgraff für bewiesene Liebenswürdigkeit in Kamerun; ferner meinen Freunden Don José de Ibara, Don Francisco Romero, Dott. Don José Sievert Jackson und dem Herrn Agenten der Firma John Holt

zu Sta. Isabel, Fernando Póo, Herrn Thraen und Woelber von der Woermann'schen Factorei zu Akwa-Town in Kamerun, Herrn Teusz von der Land- und Plantagen-Gesellschaft bei Bimbia für gewährte freundliche Gastfreundschaft, Herrn Dr. Rudolph Beer in Madrid für collegialen Beistand und dem Herrn k. deutschen Postdampfer-Capitän Melchertsen für die sorgsame Pflege während meiner schweren Fieberkrankheit an Bord der »Gertrud Woermann«, einer Pflege, der ich es hauptsächlich zu danken habe, wenn ich heute noch am Leben bin.

Mein ergebener Dank gebührt auch den Herren Professoren Dr. Ratzel in Leipzig und Dr. Penck in Wien für mannigfache Anregungen während meiner Arbeit, Herrn Dr. Hassenstein in Gotha für die sorgfältige Publication der Karte, sowie meinem Verleger Herrn Hölzel.

Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, der Herren Maler Ludwig Hans Fischer und Franz Zimerman in herzlicher Dankbarkeit zu gedenken, welche nach meinen mangelhaften Skizzen in der aufopferndsten und liebenswürdigsten Weise künstlerisch schöne und naturwahre Illustrationen schufen, die meiner Arbeit zum ganz besonderen Schmucke gereichen.

WIEN, am Weihnachtsabend 1887

Oscar Baumann.

INHALT.

I. CAPITEL.

II. CAPITEL.

III. CAPITEL.

IV. CAPITEL.

V. CAPITEL.

VI. CAPITEL.

VII. CAPITEL.

VIII. CAPITEL.

ANHANG:

KARTENBEILAGE:

ILLUSTRATIONEN:

I. CAPITEL.

Ankunft in Sta. Isabel. — Meine schwarzen Reisebegleiter. — Basilé. — Banapá. — Teresa farm. — Basipú. — Baluedi. — Basacato. — Ehapa. — Vivours Farm, Boloco. — Anstieg zum Missionshaus. — Wagoridju. — Im Urwalde der südlichen Cordillera. — Rückkehr nach Wagoridju und Boloco.

Am 9. September 1886 langte ich mit dem deutschen Postdampfer »Adolph Woermann« im Hafen von Sta. Isabel, Fernando Póo an. Ein Jahr, welches ich am Congo verlebt und das neben vielen angenehmen auch manche schwere Stunde gebracht hatte, lag hinter mir, vor mir lag die Insel Fernando Póo in ihrer Tropenpracht, deren Durchforschung ich mir zur Aufgabe gestellt hatte. — Der geheimnissvolle Schleier, welcher über die waldigen Schluchten und Höhen des Eilands, sowie über die merkwürdigen Ureinwohner, die Bube, gebreitet war, hatte mich verleitet, gerade dieses wenig beachtete Land zum Ziele meiner Studien zu machen und ich habe diesen Entschluss nie bereut.

Wer jemals nach längerem Aufenthalte in der Fremde einen deutschen Dampfer bestiegen, der weiss wie wohlthuend die Umgebung von Landsleuten auf demselben wirkt, ja wie man sich bald gewöhnt, das Schiff als ein schwimmendes Stück Heimat zu betrachten. — Schnell ist man mit den biederen Seeleuten befreundet, besonders wenn dieselben, wie dies auf den Woermann'schen Dampfern ausnahmslos der Fall ist, dem Passagier mit der grössten Liebenswürdigkeit entgegenkommen.

So wurde es mir denn auch nicht ganz leicht, vom »Adolph« zu scheiden, um neuerdings mit Fremden, und gar

mit Spaniern, deren Sprache ich nur zum geringsten Theile verstand, mein Glück zu versuchen.

Mein gutes Geschick wollte es, dass der Commandant der Insel Eloby Don José de Ibarra, ein spanischer Marine-Officier, mit mir das Schiff verliess. Derselbe sprach geläufig französisch und war so freundlich, mich dem Gouverneur und den spanischen Beamten von Sta. Isabel vorzustellen. Ein gewisses Misstrauen gegen mich konnten dieselben freilich vom ersten Augenblicke an nicht überwinden, doch wurde mir ein Zimmer in dem etwas ruinenhaften Beamtenhause, der »casa de piedra« angewiesen. — Die Einrichtung desselben bestand zwar nur aus einer Drehorgel und einer spanischen Flagge, doch hatte mein Vorgänger, ein junger Marine-Officier, die kahlen Wände mit gelungenen Oelmalereien bedeckt, deren eine, einen herkulischen Kruneger darstellend, sich förmlich unheimlich lebendig von der Wand abhob. — Die Mahlzeiten nahm ich in Gesellschaft der spanischen Beamten bei einem schmutzigen Factoristen, Vincente Lopez, der uns für 1 Dollar täglich zweimal recht zweifelhafte Delicatessen vorsetzte. Dabei war die Stimmung der Spanier stets eine gehobene, alle Farbenschattirungen des spanischen Patriotismus: Royalisten, Carlisten, Republicaner etc. waren vertreten und es fehlte nicht an Tischgesprächen, deren südliche Lebhaftigkeit unter der Tropensonne nur noch zuzunehmen schien. Die einzigen, welche meinen Zwecken einiges Interesse entgegenbrachten, waren der Commandant des Ponton und der Oberarzt der Colonie.

Mein Streben war vorläufig darauf gerichtet, in Sta. Isabel sechs bis zehn Mann als Träger für meine Reise aufzutreiben. So durchschlenderte ich denn tagsüber die Strassen des hübschen Städtchens Sta. Isabel, dessen Bretterbuden hauptsächlich von Nachkommen ehemaliger Sclaven, den sogenannten Potonegern bewohnt werden. Doch hatte die Regenzeit eben ihren Höhepunct erreicht und die Cacao-Ernte war fällig, so dass es schwer war, Leute aufzutreiben. Endlich erhielt ich von dem vermögenden Sierraleonemann W. A. Vivour, einem Farmbesitzer fünf Loangoleute, und konnte bei der englischen

Firma John Holt die nothwendigen Tauschwaaren für die Bube, Rum und Tabak, sowie einige Provisionen einkaufen, meine Trägerlasten schnüren und am 14. September aufbrechen.

Bevor ich zur Beschreibung der Reise übergehe, sei es mir gestattet, meine Begleiter der Reihe nach vorzustellen. Die wichtigste Person war mein Diener Daia, ein Wai[1])-Neger, der die Reise am Congo mitgemacht, und nach Ablauf seines Dienstjahres freiwillig bei mir geblieben war. Es war ein stämmiger, lichtbrauner Bursche von tadellosem Körperbau, circa 16 Jahre alt. Ausser den Instrumenten für die Aufnahmen und dem Stativ trug er noch einen Werndl-Carabiner und Patronen. Seine Kleidung war allerdings sehr minimal und defect, er hatte am Congo gelernt, dass »gentlemen dress« nicht in den »Busch« passe. — Daia war »Headman« (Anführer) der Loangos, ausserdem Koch, Wäscher, Schneider und Obersthofmeister der Expedition, mit einem Worte ein wahres Factotum. — Besonders im Aufstellen der Instrumente hatte ich ihm Raschheit und Sorgfalt eingedrillt. Dafür hatten sich zwischen uns conventionelle, dem Fremden höchst komische Phrasen in dem ohnehin komischen Negerenglisch entwickelt. »I want look big watch« (Ich will die grosse Uhr sehen) und der Anëroid lag zum Ablesen bereit, der Schleuderthermometer flog aus der Hülle und wurde sofort im Kreise andächtig geschwungen, um die richtige Lufttemperatur zu geben, »I want catch sun« (Ich will die Sonne fangen) — und der Sextant kam zum Vorschein, der künstliche Horizont füllte sich in zauberhafter Schnelle mit Quecksilber, »I want look round« (Ich will eine trigonometrische Rundsicht machen) — und das Stativ stand auf drei Beinen, das Brettchen wurde daran geschraubt und der Junge mühte sich, es mit der Wasserwage rasch zu nivelliren. Wie sehr diese geschickte Assistenz bei den topographischen Aufnahmen

[1]) Die Wai (Vey)-Neger bewohnen den Küstenstrich und das Hinterland zwischen Cape Mount und Monrovia, Liberia und zeichnen sich durch den Besitz einer eigenen, nationalen Wai-Schrift aus.

mir zu statten kam, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. — Freilich hatte Daia seine guten Eigenschaften nicht ohne Weiteres erworben, und es bedurfte mancher, wir wollen sagen, »eindringlicher Ermahnung«, um ihm dieselben beizubringen. Der Fehler so vieler Schwarzen war dabei auch der seine: er ertrug keine zu gute, vor Allem keine schwache Behandlung. Der Stock, dieses leidige Attribut des Weissen in Afrika, musste gleich einem Damocles-Schwert über seinem Haupte schweben; so selten dieses Strafmittel ihm gegenüber in Action trat, die Drohung musste da sein, um ihn vor Fehlern, vor Allem vor Unverschämtheit abzuhalten. Nächst Daia war ein Bubemann, Bulaka, für mich von Wichtigkeit. Derselbe hatte seine Heimat Banni verlassen, um in Sta. Isabel den Potoleuten sich zu assimiliren. Er diente als Träger und Dolmetsch, war aber ziemlich störrig und vertrunken, und hielt es meist zu sehr mit seinen Landsleuten, den Bube. Komisch war die Metamorphose, welche er in wenigen Tagen durchmachte. In Sta. Isabel stellte sich mir Bulaka mit gelben Hosen, blauem Hemd und rother Mütze, mit einem Wort als »Gentleman« vor. Am ersten Tage verschwand das Hemd, am zweiten die Hose, und die Wollmütze allein, auf welcher die Last ruhte, blieb ihm fortan als einzige Erinnerung an die Civilisation. Auch sein Negerenglisch hatte die Eigenschaft, täglich schlechter und unverständlicher zu werden.

Von den vier Loangoleuten sprach keiner ein Wort Englisch, doch konnte ich mich auf Kikongo, der Sprache des unteren Congo, von der ich vieles erlernt, mit ihnen verständigen. Merkwürdigerweise bewährten sich diese Leute hier, wo sie weder mit den Eingeborenen fraternisiren, noch davonlaufen konnten, weit mehr, als am Congo. Der beste von ihnen war Nsuami, der schon Träger nach dem Stanley Pool gewesen war, das Jammern über die zu schwere Last, die schlechten Wege etc. auf ein Minimum reducirte, leider aber ziemlich schwächlich war. Suculeti, ein langer Bursche mit Schnurrbart, war freilich stark genug, hatte aber einen Hodenbruch, der ihn faul und schläfrig machte. Ein munterer Junge war Pikene, welcher ganz nackt wie ein Bube lief

und seine Last — Kochgeschirr — alle Minuten fallen liess. Zuletzt möge noch der stille Halbcretin Antonio erwähnt werden, ein musterhafter Träger, der, gehüllt in ein paar Fetzen Sackleinwand, mit schweigender Würde seinen Blechkoffer am Kopfe trug.

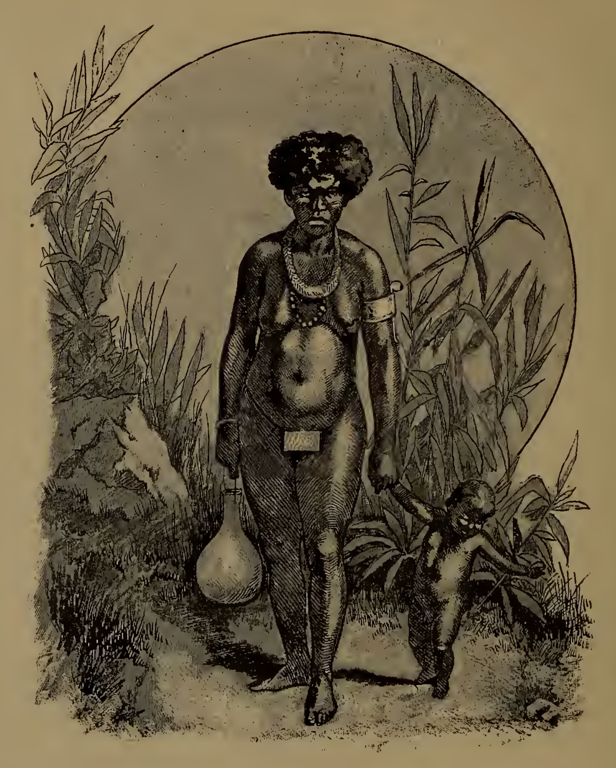
Einen Potomann, Oku, den ich als Dolmetsch, Koch und zu anderen Arbeiten engagirt, musste ich bald fortjagen, da er, ein verrissenes, völlig ungebildetes Subject, sich auf den »gentleman« und privilegirten Faullenzer hinausspielte. Zur grossen Erheiterung meiner Leute erklärte er nach einigen Tagen, dass er nicht mehr Oku sondern Mr. Albert Prince genannt werden und demgemäss behandelt werden wolle. Ich fragte ihn, warum er sich nicht lieber gleich Prince Albert nenne und fürstliche Ehren beanspruche und jagte ihn dann auf der Stelle — mitten im Walde — fort.

Nachdem ich am 14. September Morgens dem spanischen Commissär ein Verzeichniss meiner Leute übergeben, luden die Träger ihre Lasten auf und im altgewohnten Karawanentempo, das die vier Loangos bald in unser Häuflein hineinbrachten, gings aus dem Städtchen, dem Wege nach Basilé zu. Es ist dies einer der wenigen gebahnten Wege, der eine kurze Strecke (zwei Stunden) weit ins Innere der Insel, nach der Cacaofarm Basilé führt. Wir passirten mehrere Bäche und traten in den dichten schattigen Wald ein, in welchem der Weg leicht bergan führt.

Eine Lichtung zeigt die kleine Farm Banapá, wo neben einem niedrigen Waldhäuschen, das die Bassaarbeiter bewohnen, ein grosser Dampfkessel auffällt. Ich fragte natürlich um den Zweck dieses in der Urwaldumgebung doppelt merkwürdigen Utensils und erfuhr, dass die Spanier einst die Absicht hatten, hier aus Zuckerrohr Rum zu brennen. Sie liessen sich mit vielen Kosten den Kessel aus Spanien kommen, schafften ihn nach Banapá und begannen dann Zuckerrohr zu bauen. Zu ihrem Leidwesen erfuhren sie jedoch, dass der Boden Banapá's das Gedeihen des Zuckerrohres nicht zulasse und der Kessel verrostet jetzt bis auf Weiteres.

In Basilé, der ausgedehnten aber erträgnisslosen Farm, wehen schon frischere Berglüfte. Der Verwalter wohnt mit

seiner jungen Frau aus Teneriffe in einem schönen, luftigen Holzhause, welches auf Pfählen errichtet ist. Von der Veranda geniesst man einen reizenden Blick auf die waldigen Hänge, das Städtchen und die blaue See. Der Farmer, welcher hier mit seinen Leuten ein einsames idyllisches Waldleben führt,



Bubefrau.
(Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Frz. Zimerman.)

ist nur mit der Nahrung schlecht daran, Fleisch, ausser europäischen Schinken, bekommt er fast keines. Ich fand auf Basilé einen blassen englischen Factoristen, der hier Erholung von schweren Fiebern suchte.

Nachdem der Regenguss, der fast täglich Mittags eintrat, vorbei war, brachen wir wieder auf und bogen auf den

Bubeweg nach Westen ein. Zahlreiche Wasserlöcher erfüllten den schlammigen Pfad, der in Windungen durch den dichten, feuchten Wald sich schlängelte. Die hohen Gräser, welche sich über den Weg biegen, sowie die vielen angeschwollenen Gewässer, die zu passiren waren, liessen bald keinen trockenen Faden an uns. Kothbedeckt kamen wir nach dem Bubedorfe Basilé, wo die Eingebornen, vor Nässe zitternd aus ihren Hütten hervorkrochen. Ich muss gestehen, dass ich im höchsten Grade betroffen war, als ich zum ersten Male diese Bursche mit ihren Lendenschürzlein, ihrer Bemalung und ihren elenden Wohnungen sah. Ich hatte zwar viel von der Wildheit der Bube gehört, dass aber Leute kaum ein paar Stunden von einem Hafenplatze leben könnten, die an materieller Cultur weit hinter allen mir bekannten Stämmen des oberen Congo, dem Herzen Afrika's zurückstehen, hätte ich doch nicht für möglich gehalten. Wir nahmen einen Führer, welcher sein Waldmesser ergriff und geschickt die hindernden Zweige und Halme beseitigend, uns voraneilte. Hinter ihm lief seine nackte, sorgende Gattin, eine Flasche in der Hand. Als der Führer uns verliess und ihm als Lohn etwas Rum in die Flasche geschenkt wurde, da errieth ich den Grund dieser rührenden Treue: die Gattin wollte auch ihren Theil von dem erwärmenden Tranke abhaben und scheute dafür den weiten Waldweg nicht.

Gegen Abend kamen wir nach dem zweiten Complex von Basilé, der von hübschen Yamsfeldern, Bananen und Oelpalmen umgeben war. Die Bube waren sehr freundlich, wiesen mir eine Hütte an und brachten Hühner, Yams und Palmwein zum Verkauf. Mit trockenen Kleidern sass ich bald in der räucherigen, aber behaglichen Hütte auf meinem Feldbette, während ein Huhn am Feuer schmorte und die Yamsknollen im Topfe brodelten.

Am Morgen des 15. September weckte mich strömender Regen aus meinem Schlummer im engen Verschlage. Das Wetter heiterte sich bald auf, und, geleitet von einem jungen Bube, machten wir uns auf den Weg. Der Führer hatte einen dürren Fuss, was ihn jedoch nicht hinderte, die höchsten

Palmwipfel zu erklettern. Wir kamen an den letzten Häusern des Complexes Basilé vorbei und traten aus dem Walde in den ausgerodeten Raum der katholischen Missionsfarm Banapá, die unweit der See gelegen ist. Ein kleines Bretterhaus daselbst beherbergt die jovialen spanischen Fraters, welche bereits grosse Theile des Waldes geklärt und Cacao angebaut haben. Sie waren in komischer Verzweiflung über die Bube des kleinen Dorfes Banapá, welche unverbesserliche Wilde bleiben und weder Kleider tragen noch die Schule besuchen wollen, sonst aber recht gutmüthig und harmlos sind. Die Cacaopflänzchen sind noch recht niedrig, zu deren Beschattung hat man einige Baumriesen stehen gelassen, die dadurch noch mächtiger als im Walde erscheinen. Durch schöne Mango-, Orangen- und Citronenhaine gelangten wir bald unweit des englischen Kohlendepots an den Strand. Wir waren wieder ganz nahe von Sta. Isabel und hatten zur Besichtigung der Farmen einen grossen Umweg gemacht. Wir schritten am sandigen, mit wenigen Tuffknollen bestreuten Ufer fort, während hinter uns die colossale Pyramide des Pik vom Kamerun sichtbar wurde. Mit der steigenden Fluth und dem Häufigerwerden der Mangrovebüsche wurde der Strandmarsch schwieriger, und durchnässt von der schäumenden Brandung langten wir Abends bei der Farm Teresa des portugiesischen Mulatten Laureano an, dessen Wohnhaus im Schatten eines prachtvollen Haines von Cocospalmen lag. Ich verbrachte den Abend recht angenehm mit Laureano, der sich ganz europäisch eingerichtet hat und mit Vorliebe von seiner Reise in Europa, besonders in Deutschland, erzählt. Am nächsten Morgen musste ich ein Canoe besteigen, da der hohe Wasserstand des Mungulaflusses ein Stück des Landweges abgesperrt hatte.

Wir paddelten durch Stauwasser und enge, Mangroven erfüllte Canäle der Flussmündung, vor uns den Pik, der mit seinen Steilabfällen hier prächtig sichtbar war. Bei der Farm eines Schwarzen erreichten wir wieder trockenes Land und drangen in den finsteren Wald ein. Zahlreiche, darunter ziemlich grosse Gewässer waren zu überschreiten, das Land

theilweise überschwemmt und in einen Sumpf verwandelt, in welchem die Frösche fröhlich quakten. Der Wald hat hier viel Unterholz und keine Lichtungen. Mittags gelangten wir nach Basipú, einem kleinen Dörfchen mit netten Yams-, Taro- und Bananenpflanzungen. Die Bube waren erst von dem plötzlichen Erscheinen eines Mukara, (weissen Teufels) so erschreckt, dass sie spornstreichs in den Wald entsprangen. Bald kehrten sie jedoch beruhigt zurück und verkauften uns Nahrungsmittel. Nachmittags zogen wir unter Führung eines Bube, der fortwährend »Koroko« (Rum) verlangte, weiter, passirten viele schäumende von Tuff und vulkanischen Gesteinen eingesäumte Bäche und trafen Abends bei der am Strande gelegenen Cacaopflanzung eines freundlichen Principenser Negers ein. Derselbe wohnt mit einigen Angolaleuten in einer Bretterbude und hat sogar mehrere Bube als Arbeiter gewonnen. Nach dem Aussehen seiner Plantage scheint er ganz gute Resultate zu erzielen. Nach einem erfrischenden Bade in der schäumenden Brandung verzehrte ich ein etwas ledernes Huhn als Nachtmahl und ging zu Bette, während der Regen auf's Dach prasselte und zahllose Moskitos und Motten mich umschwirrten.

Der Weg führte uns Morgens erst zu einer kleinen Farm Laureanos, wo die Lichtung am Strande vollendet war und die jungen Cacaopflänzchen noch in Schule dicht beisammen gepflanzt standen. Ein paar Loango Leute waren zu deren Pflege anwesend. Diese Farm ist die südlichste des sogenannten Sta. Isabel Districtes, der Pfad berührt hier zum letzten Male die See.

Wir erreichten Mittags das ärmliche Bubedorf Basapó und setzten unseren Marsch trotz des Regens durch den Wald fort. Nachmittags gelangten wir zur Baluedi-Bubefarm, zwischen deren schönen, hochstämmigen Oelpalmen man wie in einer Säulenhalle wandelt. Einige Bube kauerten mit ihren spitzen Hüten unter einem elenden Schutzdache, dessen Obertheil von Kalebassen und Schlingen zum Erklettern der Palmen erfüllt war. Mit Mühe gelang es uns einen Mann zu unserem Führer zu gewinnen. Es wurde auch wirklich recht

ungemüthlich im Walde. Ein wahrer Wolkenbruch brauste auf uns hernieder, kalter Wind pfiff durch das Gezweige, der Weg war in einen Bach verwandelt und die Bäche riesig angeschwollen. Der Wald selbst, von dessen Aesten und Blättern Wasser herabrieselte und den eine nebelige Athmosphäre erfüllte, nahm einen traurigen, nordischen Charakter an. Die Stimmen der Natur schwiegen und nur das Rauschen des Wassers tönte durch die Einsamkeit. In solchen Momenten, wo das Hervorziehen eines Taschenbuches, der Bussole oder des Aneroids besondere Vorsichtsmassregeln gegen den Regen erfordert, wird die topographische Aufnahme, sonst eine zeitkürzende, anregende Beschäftigung, zum wahren Frohndienste. Völlig durchnässt, traten wir endlich durch ein niedriges Stangenthor in das Dorf Baluedi ein. Kaum hatte ich mich in einem leerstehenden Hause niedergelassen, als zahlreiche Bube herbeieilten, um das grossartige Schauspiel meines Umkleidens anzustaunen. Sie zeigten sich so verwundert über meine weisse Farbe und geriethen über meinen Anblick in so fabelhafte Begeisterung, dass ich mich verwundert fragte, ob ich mich denn wirklich auf einer Insel im Guinea-Meere, oder irgendwo im unerforschten Centrum Afrikas befinde.

Der Morgen des 18. September brachte uns herrlich klares Wetter und wir zogen durch den frischen, von tausend Regentropfen glänzenden Wald weiter, ein untersetzter kräftiger Bube voran. Bald hatten wir das Gitter passirt, welches den Grund von Baluedi von jenem von Batoikopo trennt, liessen Dorf und Farm des letzteren links liegen und gingen auf unserem schattigen Wege, der nahezu alle fünf Minuten einen Bach passirt, Basakato zu. Einmal sahen wir die blaue See mit dem Felsen Bottlerock unter uns, kamen an einem Platze vorbei, wo unter mächtigem, mit riesigen Wurzelansätzen versehenen Baobab die Palaver geschlichtet werden und gelangten Mittags nach dem etwas abseits gelegenen Hauptdorf von Basakato. Die dortigen Bube sprechen schon einen anderen Dialect, pflegen sich mit Narben zu verunstalten und erkennen ein sehr dickes Weib als Königin an. Ich

liess mich mit meinen Leuten im Versammlungshause, einer offenen Hütte nieder und bald kam die Fürstin unter der eigenen Last keuchend heran. Die einzige neger-englische Phrase, die sie konnte und die ihr wohl ein Poto-Neger eingelernt, war: »Me be poor devli.« (Ich bin ein armer Teufel), was sehr komisch zu ihrem behäbigen Aussehen und ihrer Königswürde passte. Nachmittags überschritten wir den Urupefluss und gelangten nach den letzten Häusern von Basakato, wo wir in einer offenen Hütte nächtigten. Ich erhielt hier ein erlegtes Stachelschwein als Nachtmahl, wobei die Bube, besonders die Kinder, wieder herumstanden und sich auf meine Kosten königlich amusirten.

Wir zogen am Morgen des 19. September weiter durch den Wald, kamen an einer Hütte vorbei, wo die Bube eben Palmöl quetschten und nahmen dort einen freundlichen hübschen Jungen mit arg zerschnittenem Gesichte als Führer. Ein Wolkenbruch ergoss sich über uns und total durchnässt langten wir beim Dorfe Ehapa an. Alle Bube dieses sehr kleinen Ortes sassen in einer Hütte beim dampfenden Yamskessel. Der Aufenthalt in dem von Menschen vollgepfropften, räucherigen und nassen Raume war gerade kein Genuss, so dass ich Daia ausschickte, um eine trockene Hütte zu suchen.

Der Junge ging völlig harmlos von einer Hütte zur anderen und sah bei der Thür hinein. Die Bube missverstanden jedoch seine Absicht, und glaubten, er wolle den Weibern nachstellen. Plötzlich entstand ein wildes Geschrei, alle Leute fuhren aus der Hütte und im Nu war die ganze Bubegesellschaft im hohen Grase verschwunden, aus welchem uns allerseits Gewehrläufe entgegenstarrten. Ich liess sie jedoch durch Bulaka beruhigen, suchte mir selbst das denkbar friedfertigste Ansehen zu geben und bald kamen die Leute lachend wieder zurück. Palmwein (Topé) und Kolanüsse von Seite der Bube, Rum und Tabak von meiner Seite befestigten die Freundschaft, und nach längerem Verhandeln und Signalaustausch mit der Bubeflöte wurde ich zehn Minuten weiter nach einem grossen, trockenen Hause des Dorfes Waisiwapa gebracht. Während ich Abends meinen schwarzen Kaffee

trank, tanzten die Bube sogar und grunzten tactmässig. So unbedeutend der Vorfall in Ehapa an sich war, so zeigte er mir doch, wie leicht das Misstrauen dieser Naturmenschen erregt wird, und wie ein Reisender oft trotz der freundlichsten Gesinnung nicht vermeiden kann, dieselben zu beleidigen. Bei dem Einerlei des Waldlebens, in welchem das Dasein der Bube verfliesst, wird ein Ereigniss, wie der Durchmarsch eines Weissen, zu einer grossen Begebenheit. Alle Umstände, die an denselben sich knüpfen, werden ausgeschmückt und vergrössert weitererzählt. Es mag leicht sein, dass der Zwischenfall von Ehapa, durch das Gerücht vergrössert, den Anstoss zu mannigfachen Feindseligkeiten gab, die ich später bei den Bube zu erleiden hatte.

Am 20. wanderten wir, begleitet von vielen Bube, durch dichten, nahezu undurchdringlichen Urwald, den viele Moräste durchziehen, bergab, und erreichten Mittags die Mündung des Aboflusses in die Bai von San Carlos. Derselbe war so tief, dass nur der lange Loango Suculeti eben durchgehen und die Lasten hinübertragen konnte, während wir Anderen durchschwammen. Die Bube riefen uns laut ihr Lebewohl zu und verschwanden wieder in ihren Wäldern, während wir an dem mit feinem vulkanischen Sande bestreuten Ufer der schönen Bai der grossen Cacaoplantage Boloco des Sierra Leone-Negers W. A. Vivour bei strahlender Mittagssonne zuschritten. Wir hatten dieselbe in einer Stunde erreicht und sahen uns inmitten der Bretterbuden, welche sich am Strande hinziehen und als Wohnhäuser, Magazine, Schlafräume für die Arbeiter und Werkstätten für die arbeitenden Schmiede, Bootbauer, Zimmerleute und andere Handwerker dienten.

Ein Steinhaus war im Bau, im Süden der Ansiedlung waren lange steinerne Molos errichtet, auf welchem der Cacao zum Trocknen lag, in der Bai ankerten mehrere Segelschiffe Vivours. Die Plantage selbst dehnte sich gegen das Innere zu aus. Von der San Carlos-Bai geniesst man einen prächtigen Blick auf den entfernten Pik und die waldige breite Cordillera des Südens der Insel.



Die

Cordillera de Fernando Póo

von der Boloco-Farm gesehen.

Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Ludw. Hans Fischer.

Vivour selbst war nicht anwesend, was für mich sehr unangenehm, da ich gerechnet hatte, meine Vorräthe an Rum und Tabak hier zu ergänzen. Vivours Clerk, ein recht freundlicher Schwarzer aus Lagos, hatte den Schlüssel zum Magazin nicht.

In der Cacaofarm war eben Erntezeit, die Loango-arbeiter schnitten die gelben Früchte von den dunkellaubigen Bäumen, lasen die Kerne aus und breiteten sie zum Trocknen. In Vìvours-Farm stehen keinerlei Waldbäume, und trotzdem gedeiht der Cacao vorzüglich, woraus zu ersehen, dass die Cacaopflanze unter günstigen Umständen jeglichen Schatten entbehren kann. Auch Zuckerrohr, Kaffee und Tabak, sowie köstliche Orangen, Ananas, Papaias, Guajaven, Maracudjas etc. gedeihen in Boloco. Alle Angestellten waren natürlich Neger. Neben dem genannten Clerk gehörten der Schiffsbauer Siser aus Sierra Leone und ein Cubaner Neger zu den Honóratioren. Siser war ein sehr verständiger Mann, vorzüglicher Arbeiter und durchaus nicht aufgeblasen, wie dies bei intelligenteren Schwarzen so leicht der Fall ist. Der Cubaner war mir deshalb interessant, weil er als Kind von Sclavenhändlern aus seiner Heimat am Congo fortgeführt und nach Cuba verkauft worden war. Er sprach noch Kikongo und äusserte den Wunsch heimzukehren und seine Mutter zu suchen.

So anziehend das Schlaraffenleben in Boloco auch sein mochte, war es doch auf die Dauer nicht nach meinem Geschmacke, und da Vivour gar nichts von sich hören liess, belud ich meine Loangos mit Salz als Tauschartikel für die Bube und brach am 23. September nach der südlichen Cordillera auf. Wir fuhren im Canoe längs des schön bewaldeten Ufers nach der Westbucht, wo der Landungsplatz der englischen Methodisten-Mission sich befindet. Ich fand daselbst einige Bube, die an ihren Hemden als Missionszöglinge erkennbar waren. Einer derselben, Sogó, ein kleines Männlein, das sich das salbungsvolle Wesen der Methodisten schon angeeignet, erklärte sich bereit, unser Führer zu sein. Wir überschritten die Mündung des Flusses Wobo, vor welchem die Brandung eine Sanddüne aufgehäuft und stiegen

dann auf geklärtem Wege durch prachtvollen Hochwald an. Nach zwei Stunden kamen wir an Mitima's Bubedorf vorbei in die Graszone, mit hohem Schilfgrase und standen bald darauf vor dem hübschen Holzhause der Methodisten-Mission. Dasselbe war bereits seit mehr als 18 Monaten geschlossen, da der weisse Missionär sich in Europa befand. Die Bube des kleinen christlichen Dorfes wohnen in besseren Hütten, tragen Kleider und sprechen etwas englisch. Sie tätowiren ihre Kinder nicht, nehmen Baargeld, wissen aber auch schon viel besser zu handeln und Geld zu erpressen als ihre nackten, heidnischen Landsleute. Mein Freund Sogó stellte mir seine Gattin, eine sehr hübsche Bube-Julia vor, und führte uns dann weiter, durch das hohe Gras und den Nebel bergan. Wir passirten mehrere hübsche Yams- und Taro-Plantagen, aus welchen die arbeitenden Bube-Männer und -Weiber uns das landesübliche »Ipori!« zuriefen, dem wir mit »Poto!« antworteten. Leichter Regen rieselte herab, als wir Nachmittags das oberste Dorf Wagoridju erreichten, in dessen letztem Complex wir Halt machten.

Die Bube dieses Districtes, in dem frischere Bergwinde wehen, sind schöne, kräftige Leute, auch die Frauen sehr wohlgebildet. Ein freundlicher Mann, Namens Tsopi, wies mir eine Hütte an und brachte reichlich Yams. Als Abends noch einige Männer zu mir kamen, begann ich dieselben wegen der Besteigung der Cordillera auszufragen. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich, dass ober Wagoridju kein Dorf mehr gelegen sei. Alle Bube waren schon jagend am Kamme der Cordillera gewesen, meinten jedoch, die Ersteigung werde jetzt in der Regenzeit, der Kälte halber nicht möglich sein. Bei dem Misstrauen, das die Bube gegen den Weissen hegen, schien ihnen mein Plan, die Cordillera zu besuchen, verdächtig, sie wollten mir keinen Führer geben und erklärten mein Unternehmen für sicheren Tod. Als Sogó, der sanfte Methodisten-Bube, dies hörte, begann er allerlei Bibelsprüche zu citiren und meinte schliesslich, er wolle nicht mit auf den schrecklich kalten Berg. Am Morgen des 24. September kamen Schaaren von Bube mit ihren Fellhüten und Stöcken noch vor Tages-

anbruch herbei und riethen mir laut schreiend von der Bergtour ab. Ich hatte das nöthigste in einen Blechkoffer gepackt, liess das sonstige Gepäck und den Loango Pikene zurück und bewaffnete die übrigen Leute mit Waldmessern. Den Loangos und Bulaka mochte wenig behaglich zu Muthe sein, doch Daia stimmte das mächtige Kriegsgeschrei der Waineger an, feuerte ein paar Mal in die Luft und unter dem donnernden Halloh der Bube wurde aufgebrochen. Bei Wagoridju endet die Graszone und man tritt in die Region des subtropischen Urwaldes, der den Obertheil des Berges bedeckt. Derselbe ist fast ganz von prächtigen Baumfarren, von grossen, bis 5 Meter grossen Exemplaren bis zum Knospenstadium mit aufgerollten Wedeln bedeckt. Dazwischen treten Laubbäume mit knorrigen, dicken Stämmen und ziemlich geringer Höhe, sowie massenhaftes Unterholz auf.

Der Weg war anfangs gut ausgetreten und führte nach drei Stunden zu einer Lichtung, wo eine kleine mit Bananenblättern gedeckte Jagdhütte halb im hohen Grase verborgen war. Die Loangos hatten am Wege eine Bubefalle gefunden, welche eine kleine Antilope festhielt. Dieselbe wurde hier schleunig geröstet. Von da ab wurde der Weg, der zwischen Baumfarren und Stämmen führt, von welchen weissbärtige Flechten herabhingen, fast ganz unkenntlich. Wir passirten felsige Wasserrisse und stiegen steil durch verwachsenen Busch an, so dass der Kutlass, das Waldmesser, in Action trat. Starker Regen strömte herab und gegen Abend brach ein heftiges Gewitter los, so dass wir unter einem halb gestürzten Baumstamme Schutz suchten. Die Dämmerung brach auffallend rasch herein und durchnässt und frierend beschlossen wir hier zu campiren. Die Gummidecke wurde aufgespannt, ein dickes Lager elastischer Farnwedel auf den nassen Boden gebreitet und mit vieler Mühe ein Feuer angemacht, an dem wir unseren Proviant kochten. Inzwischen hatte die Nacht ihre tiefen Schatten über den Urwald gesenkt und unser Lagerfeuer beleuchtete die schlanken Farne, die mächtigen Baumstämme und die kauernden Gestalten der Loangos mit unsicherer, flackernder Gluth. Die Nachtstimmen

des Urwaldes wurden laut, tausendfältig ertönte der zirpende Chor der Grillen und Cikaden, des Uhus langgezogene Töne zitterten unheimlich durch den Busch, manchmal erscholl das wilde Gekreisch eines Nachtaffen. — Ein feuchtkalter, den Tropensöhnen eisigkalt erscheinender Luftzug machte sich fühlbar, dichter drängten die Loango sich aneinander und an das wärmende Feuer, sie sprachen leise von der Heimat im Süden, und ihr gedämpftes, eintöniges Murmeln versenkte mich bald in den Schlummer, während der wetterfeste Daia und Bulaka, der Bube, schon längst in tiefem Schlafe lagen.

Der erste Morgenstrahl, welcher durch die Wipfel brach, fand uns schon am Wege bergan. Der Jagdsteig, den irgend ein unternehmender Bube gehauen, war zu Ende, verwitterte Farnstrünke und mächtige Haufen faulender Wedel lagen auf dem Boden und schrittweise mussten wir uns den Weg durch die Wildniss bergan bahnen. Ich hieb mir zum Ueberflusse noch mit dem Kutlass durch Stiefel und Strumpf in den Fuss, da ich an einem stahlharten Farnstück ausgeglitten war. Die Wunde war freilich nur leicht, doch meine trefflichen Bergschuhe beschädigt.

Gegen Mittag waren die Leute sehr ermüdet und ich beschloss, mit Daia und Nsuami allein weiter zu steigen. Der flotte, unverdrossene Waijunge stieg voran, mit kräftigen Schlägen die hindernden Aeste und Schösslinge beseitigend, während Nsuami die Bäume für den Rückweg bezeichnete. Da ich wusste, dass der Gipfel bewaldet sei, suchte ich fleissig nach einer Auslugstelle. Ein einziges Mal konnte ich die Piks von Kamerun und Fernando Póo, sowie den Ocean durch die Zweige erblicken, sonst ging es stets im Halbdunkel des Waldes, durch den nur selten das Gekreisch eines aufgescheuchten Vogels tönte. — Nachdem wir den breiten, welligen Hauptkamm der Cordillera erreicht, fand ich zu meinem Leidwesen, dass derselbe ebenfalls dicht bewaldet war und keinen Ausblick gewährt. Gesteine traten keine zu Tage. Es blieb mir also nichts Anderes übrig, als einige Zeit am Kamme zu verweilen, um eine verlässliche Aneroïd-Beobachtung zu erhalten und dann den Abstieg anzutreten.

Auf nunmehr gebahntem Wege ging es rasch abwärts, bald hatten wir die zurückgelassenen Leute erreicht und begannen bei abwechselndem Regen und stechenden Sonnenschein einen so kräftigen Dauerlauf bergab, dass wir noch vor Sonnenuntergang das gastliche Wagoridju erreichten. Alle Bube waren auf Feldarbeit abwesend und wir fanden nur den Loango, der die Freundlichkeit der Eingeborenen nicht genug rühmen konnte. Bald kehrte jedoch Tsopi, mein Wirth, und seine hübsche, junge Frau heim und brachten mir Yams und Orangen zum Geschenke. — Die Nachricht von meiner Anwesenheit im Dorfe und glücklichen Rückkehr vom Berge hatte sich inzwischen blitzschnell verbreitet und von allen Seiten kamen Bube, Männer, Weiber und Kinder herbeigeeilt. Bald waren Hunderte derselben versammelt, welche sich um den Eingang in meine Hütte prügelten und mit solcher Wucht in dieselbe drängten, dass sie dem kochenden Daia die Töpfe umwarfen. Um mein Nachtmahl zu retten, sowie um der drückenden Atmosphäre, welche die gepressten nackten Leiber in der Hütte verbreiteten, zu entgehen, begab ich mich ins Freie. Doch wollten Viele, welche die Procedur des Kochens, Aufschlagens des Feldbettes etc. mächtig fesselte, nicht aus der Hütte weichen, so dass mir nichts Anderes übrig blieb, als ein Bad in dem nahen Bache zu nehmen, um meinen Leuten die Hütte frei zu halten. — Grosse Schauspieler und Sänger mögen in Europa wohl selten solche Stürme der Begeisterung entfesselt haben, wie ich an diesem Tage durch blosse Schaustellung meiner weissen Haut.

Inzwischen hatten Tsopi und seine Freunde die Eingänge zu meiner Hütte besetzt (meinen Leuten wollte ich, um selbst den Schein der Feindseligkeit zu vermeiden, dies nicht anordnen) und ich konnte ruhig essen und mich zur Ruhe legen.

Am Morgen des 26. September war die Bai von San Carlos mit ihren langen Wogenzügen und der schäumenden Brandung, sowie die ungeheure Pyramide des Pik sichtbar. Doch bald brachte der schneidige Bergwind Nebel, die Alles mit grauem Schleier umhüllten. Unser Abmarsch fand mit grosser Begleitung vieler Männer und Weiber statt. Als wir

durch die Felder zogen, krochen die Bube überall aus den kleinen Schutzdächern und riefen dem Weissen ihr kräftiges »Ipori« zu. Das kühle Klima Wagoridjus, sowie die harmlose Freundlichkeit der Bewohner, machte mir den Abschied von diesem Orte schwerer, als von vielen anderen Negerdörfern. Es war Sonntag, und als ich im Missionsdörfchen eintraf, fand ich die christlichen Bube in Festkleidung und wurde aufgefordert, dem Gottesdienste beizuwohnen, der in einer Bretterbude stattfand. Sogó, welcher als Vorbeter fungirte, trug einen schwarzen Salonrock und einen blauen Lendenschurz, und war mit einer mächtigen Bibel bewaffnet. Es wurde auf Bube und Englisch gesungen und gebetet, mit ebensoviel Geläufigkeit, als ob ein weisser Missionar noch unter ihnen weilen würde. Am selben Nachmittag und in den nächsten Tagen bemühte ich mich eifrig, den Weg nach einem kleinen Kratersee (Riba na Lobe) freizumachen, der am Gipfel einer Vorkuppe gelegen ist. Die Grasdjungel der Regenzeit hatten jedoch Alles so überwuchert, dass ich trotz tagelanger Arbeit nicht hingelangen konnte. Zur Inspicirung des Missionshauses war inzwischen der schwarze Missionar Rev. Mr. Barlycorn angekommen, der mir viele interessante Mittheilungen über das Leben der Bube machte. Die Mission ist sehr hübsch eingerichtet, hat stets kühle Luft, herrliche Aussicht und Ueberfluss an Nahrung, gehört also zu den angenehmsten Posten, die ich in Westafrika kennen gelernt.

Am Nachmittage des 28. September stieg ich zum Strande ab, übernachtete im elenden Lagerhaus der Mission mit einigen Beribéjungen und langte am nächsten Morgen in Vivours Farm Boloco an.

II. CAPITEL.

Abmarsch von Boloco-Farm. — Feindseligkeiten der Bube von Loïta. — Maloribadschu. — An der Bahia de la Concepcion. — Kutari und Boo-Beach. — Eori. — Strandmarsch nach Arihá. — Der Uapa-Fluss und Uréka. — In der Amesuwa-Wildniss. — Erlebnisse in Uréka. — Riabba Moka's Dorf. — Riasaka. — Concepcions-Bai.

In Boloco fand ich zwar Vivour nicht angekommen, wohl aber eine Korbflasche mit Rum und eine Last Tabakblätter, die aus Sta. Isabel für mich eingetroffen waren, so dass ich am 2. October meinen Marsch fortsetzen konnte. Meine Absicht war diesmal, die Insel zu durchqueren und mich nach der im Osten gelegenen Bai de la Concepcion zu begeben. Unter Führung eines von Vivour's Bube's, eines strammen, intelligenten Burschen, durchzogen, wir erst die ausgedehnte, schattige Cacaoplantage, in welcher einzelne Parcellen von Kaffee und Maniok zerstreut sind und erreichten den Wald in einer halben Stunde. Am Wege erschlugen wir eine grüne, giftige Baumschlange, die unbeweglich an einem Zweige lauerte. Nachdem wir drei Stunden durch Wald und dichtes Gestrüpp gewandert, kamen wir nach dem Dorfe Busolla, dessen Bewohner mich mit misstrauischer Scheu empfingen. Man wies mich in eine Hütte, in welcher ich zu meinem grössten Erstaunen ein — weisses Kind fand. Bald jedoch zeigte mir der Gesichtstypus, die flachsblonden Haare und die lichtscheuen, blauen Augen, dass ich es hier mit einem Albino-Mädchen zu thun habe. Die Bube von Busolla benahmen sich wenig freundlich, hielten sich abseits und warnten mich, weiter ostwärts zu reisen, da man mir dort schlecht gesinnt sei. Nachdem wir abgekocht, zogen wir weiter,

überschritten drei Bäche und stiegen dann einen Hang hinan. Plötzlich stiessen wir auf einen Grasverhau, den die Bube errichtet hatten, um uns den Weg zu versperren. Ein paar Kutlasshiebe räumten ihn weg und wir traten in eine Yamsfarm ein. Da stellte sich uns ein Haufe Bube mit Steinschlossgewehren, Holzspeeren und Stöcken entgegen, und weigerte sich, uns den Durchzug zu gewähren. Sie gaben erst den Vorwand an, es sei eine religiöse Ceremonie im Gange, erklärten jedoch später ziemlich unumwunden, alle Weissen seien böse Teufel, die sie in ihrem Dorfe nicht brauchen könnten. Ich möge nach der See zurückkehren.

Nachdem ich längere Zeit mit den Leuten verhandelt, kehrte ich zum Scheine um, fand jedoch bald einen schmalen Waldweg, auf dem sich das Dorf umgehen liess. Bald hatten wir den Hauptweg wieder erreicht, und zogen eine Stunde durch den Wald. Schon von ferne tönte uns Gebrüll entgegen und als wir die Lichtung des Dorfes Bilako erreichten, versperrten uns circa dreihundert Bube, roth bemalt, mit wüsten Fellhüten und Waffen den Weg. Ich muss gestehen, dass mir die Leute trotz des kriegerischen Aussehens, welches sie sich zu geben bemühten, nicht sehr gefährlich vorkamen. Sie leisteten denn auch keinen ernstlichen Widerstand, als ich mitten zwischen sie trat und meinen Weg fortsetzte. Während ein heftiger Regen herabrauschte, stieg ich zu dem Joche an, welches der Wasserscheide der Insel angehört. — Die Bube drängten wild schreiend nach und es gelang ihnen, mich und Daia von den übrigen Leuten abzuschneiden. Auf grasiger Höhe fanden wir das Dorf Loïta, welches recht nett aussah und von einem Gitter umgeben war. Vor den Eingängen standen Leute mit wurfbereiten Speeren und riefen mir zu, dass sie niemals meinen Eintritt ins Dorf gestatten wollten. Besonders boshaft erschien mir ein dürrer, alter Bursche, der ihr Anführer war und sich in wüsten Drohungen erging. Ich trachtete die Sache immer noch scherzhaft aufzufassen und versuchte die Leute möglichst harmlos bei Seite zu schieben und ins Dorf einzutreten. Da pfiffen ein paar Holzspeere knapp an mir und Daia vorbei und gruben sich in den feuchten

Lehmboden. Und allerseits erblickte ich jetzt, als kräftigere Drohung, schussfertige Gewehre. — Auch der alte, affenartig behende Bursche, der den ersten Speer geworfen, hatte den Hahn seiner Büchse gespannt und blinzelte mich boshaft an. Da war meine Geduld erschöpft, ich ging auf ihn zu und versetzte ihm aus voller Kraft einen Faustschlag ins Gesicht. So gross ist die abergläubische Furcht dieser Menschen vor dem Weissen, dass darauf keine feindselige Handlung ihrerseits erfolgte, ja ein Mann aus Bilako sich sogar freiwillig erbot, mir Unterkunft für die Nacht zu gewähren! Hätte ich damals den Revolver gezogen und den Alten niedergeschossen, so hätten die Bube nach ihren Sitten geglaubt, ein unbedingtes Recht zu haben, mich zu tödten, und ein Kampf wäre unvermeidlich gewesen, der bei der riesigen Uebermacht kaum zu meinem Gunsten ausgefallen wäre. Dass ich aber den Mann, der mich mit Waffen angriff, nicht als ebenbürtigen Gegner behandelte, sondern wie einen Knaben züchtigte, schien ihnen grossen Respect vor meiner Macht und meinen muthmasslichen Zaubermitteln einzuflössen, die mich befähigten, ihre Angriffe zu verachten.

Bevor wir Loïta verliessen, was die Bewohner dieses Ortes mit Triumphgeschrei begrüssten, hob Daia einen der Speere, die man nach uns geworfen, auf. Es war dies der einzige Bubespeer, den ich erlangen konnte, er befindet sich heute im ethnographischen Hofmuseum in Wien. — In Bilako erhielten wir ein geräumiges Haus, Holz und Yams, doch liess sich ausser dem Hausherrn kein Bube bei mir blicken. Am Morgen des 3. October zogen wir unbelästigt durch Loïta, nur wenige Leute waren zu sehen, die sich scheu verbargen. Wir erreichten die grasige Passhöhe zwischen Pik und Cordillera und begannen erst auf gutem Wege durch Felder, dann durch dichten Wald und über tief einschneidende Bäche abzusteigen. Hungerig und müde gelangten wir Mittags nach Gross-Boloko.

Es ist begreiflich, dass ich sehr unangenehm berührt war, als die Bube sich zusammenrotteten und die Comödie von Bilako abermals begann. Ich war zu hungerig, um mich

in Unterhandlungen einlassen zu können, und wandte mich daher sogleich, um einen Waldweg nach dem nächsten Dorfe zu suchen. Endlich fanden wir eine dürftige Spur, die nach Süden führte. — Heftiger Regen strömte herab, der Pfad verwandelte sich in einen Giessbach und war so von hohem Grase und Gestrüpp verwachsen, dass wir kaum vorwärts kamen. Endlich erreichten wir einen breiteren Weg und bald darauf das kleine, zwischen hohen Palmen versteckte Dorf Maloribadschu (auch Baole oder Klein-Boloco genannt). Es waren fast keine Leute zu sehen und wir traten in ein offenstehendes Haus ein, bereit jeden Widerstand zu leisten und uns nicht mehr in den Regen jagen zu lassen.

Glücklichlerweise hatten wir die feindlich gesinnten Districte überschritten. Munter und freundlich wie zu Wagoridju kamen die Bube, brachten Proviant zum Geschenke, drängten sich in die Hütte und starrten mich lachend an. Die Kinder setzten sich vertraulich zu mir, die Weiber brachten stets neue Geschenke und die Männer befreundeten sich mit meinen Leuten. Bald rauchte ganz Maloribadschu meinen Tabak, den die feindlichen Leute von Loïta und Boloco misstrauisch zurückgewiesen hatten. Abends bekam ich eine hübsche, trockene Hütte und als ich nach reichlich genossenem Mahle am Feldbette beim knisternden Feuer lag und den dampfenden schwarzen Kaffee schlürfte, musste ich mir sagen, dass das Leben eines reisenden Topographen in Fernando Póo zwar manches Missliche, aber doch auch viele angenehme Stunden gewähre.

Am 4. October bekamen wir einen munteren Jungen als Führer und wanderten durch hohen Wald, den Dumafluss mehrmals überschreitend. Der Weg war öfters durch grosse, gefällte Baumstämme versperrt, aus welchen die Bube mühsam Bretter fertigen. Gegen Mittag erreichten wir einige dürftige Cacaopflanzungen und Orangenhaine und bald darauf die Bahia de la Concepcion oder Melville-bay, an welcher mehrere Poto-Leute ihre Bretterhütten aufgeschlagen hatten. Bei einem derselben, einem recht verständigen Schwarzen, nahm ich Unterkunft. Daia fand hier zu seiner grossen Freude

einen lange verschollenen Anverwandten, einen Waimann, der an der Concepcionsbai eine kleine Factorei besass. Natürlich floss der Branntwein in Strömen, Flintenschüsse tönten bis in die späte Nacht und meine sechs Getreuen waren in sehr gehobener Stimmung. Denn obwohl meine sechs Schwarzen drei Nationen (Wai, Bube und Loango) repräsentirten, lebten sie doch in tiefster Eintracht und ich hatte überhaupt allen Grund, mit ihnen zufrieden zu sein. — Nachdem ich in der ersten Zeit meiner afrikanischen Praxis am Congo, von europäischer Ueberhumanität erfüllt, die Neger mit Vernunftsgründen regieren wollte und dabei schmählich Fiasco gemacht, verfiel ich darauf in das andere, das sogenannte »wuthschnaubende« System. Dieses wurde mir auf die Dauer zu mühsam und zeigte auch viele Mängel, so dass ich mir eine Methode in der Behandlung meiner untergebenen Neger angewöhnte, mit der ich stets gut gefahren bin. Ich forderte unbedingten Gehorsam und strenge Pflichterfüllung, liess jedoch dabei das Princip »Leben und Leben lassen« gelten, sorgte reichlich für Nahrung, Palmwein etc. und liess im Uebrigen meine Leute treiben, was sie wollten, so lange sie nur ihre Pflichten oder meine Ziele nicht beeinträchtigten. Auch gewährte ich ihnen jeden halbwegs billigen Wunsch. Strafen folgten mit blitzartiger Schnelle und möglichst energisch den Fehlern, wurden aber nie nachgetragen. Ich und meine Leute befanden uns dabei immer recht wohl und trotz beschwerlicher Märsche und ausgiebiger Lasten fand ich sie stets zur Arbeit bereit.

Meine europäischen Provisionen waren an der Concepcions-Bai fast völlig zu Ende, meine Stiefel waren nach der schweren Verwundung in der Cordillera bald in Fetzen gegangen und mussten mit Stricken an die Füsse gebunden werden, mein Adjustus wurde täglich vagabundenhafter und doch war noch ein grosser Theil der Insel zu bereisen. Vor Allem war es jetzt mein Wunsch, Riabba, die Residenz des Bubekönigs Moka zu erreichen. Ich verabschiedete mich daher von meinem Gastfreunde, überschritt den Malalafluss und stieg auf gutem ausgehauenen Pfade in schattigem, palmenreichen Walde, durch dessen Gezweige man öfters die blaue See

schimmern sieht, zum Dorfe Olobe Riabba. Die Häuser dieses Ortes, welcher vom Trinkwasser ziemlich weit entfernt liegt, waren um einen erstaunlich grossen Baobab gruppirt. Wir fanden nur einige Greise zu Hause, die jüngeren Leute waren nach der See fischen gegangen. Nachmittags gingen wir unter Führung zweier Bubedamen auf dem Kamme eines niedrigen Hügels weiter. Wir wanderten durch einen ausgedehnten Oelpalmenwald, an dessen schlanken Stämmen grossblättrige Schlinggewächse sich hinanranken. Um 4 Uhr erreichten wir offenes Land und das ziemlich ausgedehnte, am Abhange zerstreute Dorf Kutari. Die Bube hielten dortselbst eben ein grosses Gastmahl und sassen um Kessel mit Yams und Fischen. Sie waren so mit dem Essen beschäftigt, dass sie selbst mein unerwarteter Anblick nicht darin stören konnte. Endlich erhob sich der Dorfchef, ein herkulisch gebauter Mann mit breitkrämpigem Strohhute und begrüsste mich in gebrochenem Englisch. Er war als Knabe längere Zeit bei den Potoleuten gewesen, wobei er sich diese Sprachkenntnisse erworben. Mir gegenüber benutzte er dieselben, um mich mit freundlicher Miene schändlich anzulügen und betreffs der Lage von Moka's Dorf irrezuleiten.

In Kutari wurden wir sehr gut aufgenommen, erhielten Yams und Fisch, sowie die Erlaubnis, ein Huhn zu schiessen. Die Haushühner der Bube sind nämlich so scheu, dass man förmliche Treibjagden veranstalten muss, um eines zu erlegen. Am 6. October stiegen wir durch Farmen und offenes Land, in Sicht der weiten See, zum unteren Complex von Kutari ab. Die dortige Bevölkerung fanden wir beschäftigt, einen grossen Orangenbaum seiner köstlichen Früchte zu entledigen, eine Thätigkeit, die unsere wärmste Theilnahme und Mitwirkung fand. Hierauf setzten wir unseren Marsch durch dichten Wald zur See fort, die wir bei der kleinen Bai von Boó erreichten. Die Brandung wüthet gegen den öden Strand, an welchem eine Hütte Vivour's liegt. Drei Loango, welche hier stationirt sind, um den Bube das Palmöl abzunehmen, führen ein beschauliches Leben. Wir warteten in ihrer Hütte den Regen ab, der fast täglich Mittags eintrat, und zogen dann

längs des Ufers weiter. Dasselbe ist mit mächtigen schwarzen Steinknollen bestreut, an welchen die See schäumt. Am Abend fanden wir das kleine verlassene Häuschen Alt-Boó, wo wir übernachteten. Eine alte Maniok-Plantage lieferte uns Nahrung, die gekocht wurde, während ich mein gewohntes Bad in dem hier mündenden Flusse nahm.

Am Morgen des 7. October setzten wir unseren Marsch längs des nahen Ufers fort, hinter welchem das waldige Land steil ansteigt. Die Brandung hat hier einen Wall groben, vulkanischen Schotters aufgeworfen, auf dessen Höhe wir gehen mussten. Wir waren daher sehr froh, als wir die einzeln stehende Cocospalme erreichten, bei welcher der Weg durch Wald und Felder steil innland nach dem kleinen, am Abhange gelegenen Dorfe Eori führt. Die Eingeborenen waren recht scheu, sie brachten zwar Yams und getrocknetes Fischhaché zum Verkaufe, wollten mir aber den Weg nach Moka's Dorf nicht weisen. Wir stiegen also auf's Gerathewohl weiter, fanden aber nach mehreren Stunden, dass der Weg, den wir eingeschlagen, bei einem Yamsfelde endet und mussten nach Eori zurückkehren. Abends war prachtvoller Mondschein, der die Palmen des Dorfes, den üppigen Hang und die weite See mit seinem Silberlichte übergoss. Am 8. October begaben wir uns abermals nach dem Strande und verfolgten denselben mit grossen Schwierigkeiten. Besonders einzelne Felscaps, welche steil in die Fluth ragen, waren schwer zu überklettern und boten den Leuten mit den Lasten viele Hindernisse. Hier geschah es auch, dass der Loango Sukuleti ausglitt und in die See fiel, wobei ihm freilich nichts geschah, wohl aber seine Last, die Rumflasche in Trümmer ging und das kostbare Nass, mit welchem ich mir so viele Bubefreunde erwerben wollte, sich in die Salzfluth ergoss. Zuletzt machte die eintretende Fluth und heftige Brandung den Weitermarsch ganz unmöglich. Wir erkletterten daher mit Mühe den Steilabfall der Küste und fanden bald gekappte Zweige, die wir verfolgten. Nach einiger Zeit erreichten wir zu unserer Freude einen Bube-Pfad, und gegen Abend das nette Dorf Arihá. Die Eingeborenen, unter welchen man wahre Prachtgestalten sah,

nahmen uns sehr freundlich auf und brachten uns viele reife Plantains (Bananen), ein sehr schätzbares Material, mit dem sich bei einiger Kochkunst die trefflichsten culinarischen Effecte erzielen lassen. Abends wurde bei Mondschein auf dem offenen von Bananen umgebenen Dorfplatze getanzt und Elibó geklappert. Am 9. October verliessen wir das gastliche Arihá, überschritten zahlreiche Waldbäche und kamen nach zwei Stunden wieder an den Meeresstrand, der hier sandig und flach ist. Wir begegneten einem Bube mit Jagdtasche, Flinte und Hund, der uns den Weg wies. Um 11 Uhr kamen wir an die Mündung des grössten Flusses von Fernando Póo, des Uapa, welcher circa 20 Meter breit und einen Meter tief ist und klares Wasser besitzt. Er ist bei Ebbe leicht passirbar und hat ausserordentlich steile Ufer. An seiner Mündung ragt ein schwarzes, leicht mit Busch bedecktes Riff gleich einem Thurme 30 Meter hoch empor. Nachmittags stiessen wir bei steigender Fluth auf mannigfache Schwierigkeiten im Ueberschreiten der breiten Flussmündungen und Lagunen, für welche uns der Anblick prächtiger Wasserfälle entschädigte. Der schönste davon ist der des Eloá, der wohl 30 Meter über die mit Farren und fleischigen Pflanzen bewachsenen schwarzen Wände in ein grünes Wasserbecken stürzt, welches einen Abfluss in die See hat. Ueber den schäumenden Fall neigen sich Palmen und zahlreiche tropische Vegetationsformen. Ein Weg, der steil über Wurzelwerk und Felsen nach der Höhe führt, brachte uns auf ein offenes Plateau, auf welchem reizende Palmenhaine verstreut sind. Aus einem derselben blicken die braunen Blätterdächer Uréka's uns entgegen. »Uréka« heisst in der Bubesprache »weit, entlegen«, und das so benannte Dorf bildet den äussersten Vorposten gegen eine ausgedehnte, unbewohnte Wildniss, die den Südwesten der Insel erfüllt. Die Bube, auffallend kräftige, schöne Leute, brachten uns Hühner, Bananen und Eier. Das Dorf heisst nicht umsonst das entlegene. Obwohl es ganz nahe an der See liegt, und die Leute oft Dampfer und Segelschiffe wahrnehmen, erinnerten sich doch selbst die ältesten Leute unter ihnen nicht, einen Weissen in Uréka gesehen zu haben.

Vivour's Boote kommen ein- bis zweimal im Jahre hierher und kaufen Oel ein, sonst leben die Uréka-Leute einsam von der Jagd und Farmwirthschaft.

Ich erkundigte mich natürlich sofort um den Weg nach Moka's Dorf, der, wie mir mehrfach gesagt wurde, von Uréka abzweigen soll. Die Bube meinten darauf, dass dies nicht richtig sei, da ein über Abonio führender Pfad in der Regenzeit verwachsen sei, während ein Weg, welcher über die Cordillera nach Wagoridju führt und eine Abzweigung nach Moka's Dorf besitzt, schon seit Jahren nicht mehr benutzt werde. Gemachten Erfahrungen zufolge hielt ich dies für Lüge und forderte am Morgen des 10. October die Leute auf, mir den letztgenannten Weg zu zeigen. Ein schlanker, junger Bursche erklärte sich dazu bereit, ergriff Flinte und Waldmesser und eilte uns voran. Es war wirklich eine Freude, den geschmeidigen Sohn der Wildniss zu beobachten, wie er sich leicht und frei auf den verworrenen Pfaden des Waldes bewegte, über Baumstämme hinwegsprang und hindernde Lianen mit dem Waldmesser beseitigte. Plötzlich blieb er stehen, riss die Flinte in Anschlag, der Schuss krachte und der Bube verschwand tief gebückt im Gezweige. Bald kam er mit einer erlegten Antilope wieder daraus hervor. Kurz darauf wies er uns den schmalen Pfad und kehrte in sein Dorf zurück.

Wir verfolgten mit Anstrengung den Weg, der auf einem Rücken zwischen zwei in tiefen Schluchten rauschenden Bächen führt. Oefters war er durch gestürzte Baumstämme versperrt und wir mussten uns mit dem Kutlass oft Stunden lang einen Weg bahnen, um die schmale Spur des alten Pfades wieder zu erreichen. Dabei goss der Regen in Strömen herab und von den breiten Wedeln der Baumfarren, deren Region wir erreicht hatten, stürzte das Wasser. Fruchtlos versuchten wir, an einem Bache Feuer zu machen und arbeiteten bis spät Abends im Walde ohne ein Ziel zu erreichen. Zuletzt machten wir aus Aesten und Farrenwedeln eine Hütte, in welcher wir campirten, Feuer zustande brachten und kochen konnten.

Am nächsten Tage erreichten wir bald die Trümmer einer alten Waldhütte und wanderten auf der kaum merklichen Spur weiter. Gekappte Zweige und Schnitte, welche die Bube in die Bäume zu machen pflegen, waren unsere einzigen Wegweiser. Mittags besserte sich die Spur zusehends, und wir waren hoch erfreut, als wir eine alte Bubehütte fanden, die aus Farrenstämmen erbaut, aussen zwar mit Humus bedeckt und dicht bewachsen, innen aber trocken war. Wir kochten dort etwas Yams und Bananen — unseren



Lager im Busch.
(Gezeichnet von Franz Zimerman.)

letzten Proviant, in der sicheren Hoffnung, heute noch ein Dorf zu erreichen. Nachmittags jedoch wurde der Pfad wieder sehr schlecht, öfters ganz versperrt und mit entwurzelten Bäumen bedeckt. Schliesslich verloren wir die Spur vollkommen und mussten uns bei sinkender Nacht, die zwar romantische, aber wenig erfreuliche Thatsache zugestehen, dass wir ohne Proviant im Walde verirrt waren. Wir erbauten wieder eine Hütte und wurden Nachts vom Regen, der uns tagsüber verfolgt hatte, verschont.

Da es nicht wahrscheinlich war, dass wir den bisher verfolgten Weg nach Uréka zurück treffen würden, und ein Irregehen uns dem Hungertode preisgegeben hätte, beschloss ich, ein Bachbett (wie es sich später zeigte, jenes des Amesuwa-Baches) zu verfolgen, da dieses mich sicher zur See führen musste. Dasselbe war mit grobem vulkanischen Schotter bedeckt und hatte zahlreiche Wasserfälle, unter welchen sich klare, grüne Tümpel angesammelt. Für uns waren diese Thalstufen natürlich sehr unbequem, da wir entweder den Wasserfall abkletterten, wobei ich einmal in den Tümpel fiel, oder durch den dichten Wald des steilen Thalhanges uns durcharbeiten mussten. Schliesslich hielten wir uns doch meist auf der Höhe des Ufers, wobei die Ueberwindung der tief einschneidenden Nebengewässer uns oft stundenlange Mühe verursachte. Der Wald war dicht mit Lianen verschlungen, der Boden mit hohem Grase bedeckt, so dass der Kutlass kaum den Weg bahnte. Dabei keinen Bissen zu essen, Quellwasser und Tabak als einzige Labung! Wir eilten rastlos vorwärts, waren aber stets bedacht, etwas Geniessbares im Walde aufzutreiben.

Mit der Jagd war es in diesen Hochregionen während der Regenzeit misslich, auch hätten wir bei der herrschenden Nässe kein Feuer zum Kochen anmachen können. Daia machte verzweifelte Anstrengungen, das Nest einer Waldbienen-Colonie auszunehmen, mit zerstochenem Gesichte kam er erfolglos zurück. Gegen Abend fanden wir einen Kolanussbaum, ein paar bittere, unreife Nüsse waren das Ergebniss langen Kletterns in dem Geäste desselben. Auch an diesem Tage, dem 12. October, errichteten wir eine Waldhütte.

Der Mond sandte seine Strahlen durch das Waldesdunkel. Zahlreiche herrliche Leuchtkäfer schwirrten durch den Wald und die Fälle des Amesuwa brausten, während uns, hungerig und erschöpft wie wir waren, fieberiger, unruhiger Schlaf umfing.

Am Morgen des 13. October erwachten wir, starr vor Kälte, und eilten weiter. Die Schwarzen hatten eine mattgraue, krankhafte Gesichtsfarbe angenommen, ihre Füsse waren

blutig, die Loangos besonders waren völlig energielos und wimmernd. Meine Schuhe hielten nur mühsam an den Beinen, die Kleider waren nasse Lumpen, doch die unbedingte Nothwendigkeit trieb mich weiter durch die endlose, von Wasserrissen durchfurchte Wildniss. Die Steine und der Boden waren durch den Regen geglättet, ein Loango stürzte mit seiner Last in eine Schlucht, glücklicherweise ohne sich zu verletzen. —

Mittags kamen wir nach dem Hauptbache, über dessen Felsen wir weiter kletterten. Es waren gerade achtundvierzig Stunden, dass wir ohne Nahrung umherirrten, als Bulaka und drei Loangos jene trotzige Muthlosigkeit ergriff, die man bei Negern in ähnlichen Lagen beobachten kann. Als ein neues, erhebliches Hinderniss sich darbot, setzten sie sich nieder und erklärten, nicht mehr weiter gehen zu wollen. Bulaka sass stumpf auf einem Steine und sog an seiner ausgelöschten Pfeife, Antonio wimmerte leise und Pikeñe lag in völliger Erschöpfung am Boden. Am verzweifeltsten war Nsuami, der wild heulte, dass die Wände schauerlich widerhallten und auf alle Vorstellungen jammernd erwiderte: »Oh Mami, Mami, mine ku fua, ku mona watta dia mine vä!« (O Mutter, Mutter, ich sterbe, ich werde mein Dorf nie wieder sehen.) Daia nahm die Sache ziemlich kaltblütig, er schnallte seinen Gewehrriemen ab und sagte zu mir, auf den brüllenden Nsuami deutend: »I flogg him?« (Soll ich ihn prügeln?) Es wäre nun vielleicht das Einfachste gewesen, die verblendeten Leute durch ein paar Hiebe wieder auf die Beine zu bringen. Ich brachte es jedoch nicht über mich. Andererseits war ihnen auch nicht geholfen, wenn ich mit ihnen verhungerte.

Ich beschloss daher, alle Lasten zurück zu lassen und mit Daia und Sukuleti vorauszueilen um den Leuten Rettung zu bringen. Wir verliessen das Bachbett und stiegen, über Lianen und Baumwurzeln kletternd, auf die Höhe eines Vorberges. Nach langen Mühen erreichten wir dieselbe und sahen endlich den weiten Ocean vor uns. Doch noch hatten wir mehrere Gewässer zu passiren, die meist prächtige Cascaden in grüne Wasserbecken bilden, bevor wir einen Fusspfad fanden, in welchem wir bald jenen erkannten, auf welchem wir Uréka

verlassen. Dies gab uns neue Kraft, wir rannten spornstreichs über den rauhen Pfad und erreichten Uréka, als der Abend seine ersten Schatten zu werfen begann. — Die gutmüthigen Bube begriffen sofort die Situation und brachten Yams und in Palmöl gekochtes Affenfleisch, an welchem wir unseren ersten Hunger stillten.

Zu meiner grossen Freude kam Bulaka bald nach uns an, doch die Loangos waren noch im Walde. Einige Bube erklärten sich sofort bereit, sie zu suchen, sobald der Mond aufgegangen sein werde; sie beluden sich reichlich mit Yams und fanden auch die Loangos mit Tagesgrauen. Ich selbst konnte an diesem Abende meine nassen Kleider nicht wechseln und musste, als Bube unter Bubes, unbekleidet auf einer Diele schlafen.

Am 14. October Morgens kamen die Loangos, zwar humpelnd, aber satt und wohlbehalten an, und Bube-Leute brachten meine sämmtlichen Lasten. Natürlich wurde Rasttag gehalten, ein Bad im krystallklaren Eloá erfrischte uns Alle nach den überstandenen Strapazen, und die Bube brachten so reichliche Provisionen, Hühner, Antilopen, Eichkätzchen, Affen, Yams, Taro, Bananen, Schildkröteneier etc., dass man ein Bataillon damit hätte füttern können. — Auch der Topé floss in Strömen und bald sprangen die Loangos trotz der wunden Füsse im Tanze herum und Nsuami, der gestern sterbend seine Mutter angerufen, wirbelte in lauter Lustbarkeit auf einem Blechkoffer. Die Bube des ganzen Uréka-Complexes, sowie viele Freunde aus Arihá waren gekommen und standen lachend und schwatzend umher. Es war ein herrlich klarer Tag, die blaue See lag glänzend vor uns und alles Mühsal war vergessen.

In den ersten Nachmittagsstunden riefen die Bube-Männer Bulaka bei Seite und hielten abseits ein grosses Palaver, das über zwei Stunden dauerte, während welcher ich mit Weibern und Kindern zurückblieb, und Daia sich als Scheibenschütze producirte. Zuletzt erschienen die ältesten und angesehensten Männer und hielten mir durch Bulaka etwa folgenden Sermon: Du weisst, dass wir, wie alle Bube, dem

König Moka von Riabba unterthan sind. Viele unserer Vorväter waren dies nicht, sie hatten sich von Principe geflüchtet, wo sie Sclaven der Portugiesen waren und liessen sich unter den Bube von Uréka und Arihá nieder, ihren eigenen König anerkennend. Doch mit der Zeit konnten sie Moka's Macht nicht widerstehen, und mussten sich seiner Herrschaft fügen. Wir aber hassen diesen Bube-König, der sein Gesicht[1]) verbirgt und die Wege versperrt und wollen ihm nicht mehr dienen. Wir haben nun gesehen, dass du nicht so bist, wie man uns Weisse beschrieben, dass du nicht nur nach Gewinn strebst oder die Schwarzen zu Sclaven machen willst, wie einst die Portugiesen, sondern es liebst, wie ein Bube in den Wäldern zu streifen. Wir haben gesehen, dass du die Wildniss nicht scheuest, dass du isst und trinkst wie ein Bube, ja diese Nacht ohne Kleider, wie ein Bube geschlafen hast, dennoch aber zahlloser Künste mächtig bist, die wir nicht kennen. So haben wir denn beschlossen, dich aufzufordern, als unser König in Uréka zu verbleiben. Du allein, ein Weisser, kannst Moka furchtlos widerstehen. Wir wollen dir eine Hütte bauen und aus den Töchtern des Landes magst du dir Gattinnen wählen, so viele du willst. Wir wollen dir Farmen anlegen und für dich jagen und fischen, auch deine schwarzen Söhne können hierbleiben und sich unter uns niederlassen. Viele von uns werden deine Sprache lernen und du selbst wirst bald des Bubewortes mächtig sein.«

Ich muss gestehen, dass ich am Ende dieser Ansprache, welche Bulaka mit Riesenanstrengung englisch verdolmetschte, völlig starr war. Mich hier unter diesen harmlosen Naturmenschen niederzulassen, den Radja Brooke von Uréka zu spielen, erschien mir einen Moment gar nicht übel. Doch nur einen Moment. Abgesehen von vielen anderen Bedenken erinnerte ich mich, dass ja die Spanier dieses Land als Colonie beanspruchen, sowie dass Moka bei meiner völligen Mittellosigkeit denn doch nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen wäre, wie die Uréka-Leute, auf meine Zauberkünste bauend,

[1]) Vide VI. Capitel.

meinten, ja dass diese selbst, meiner überdrüssig, mich eines Tages an die Luft setzen könnten.

Ich zog es daher vor, diesen sehr ehrenvollen Antrag abzulehnen, vertröstete sie jedoch darauf, dass mein Bruder bald kommen und sich in Uréka niederlassen werde, in der Hoffnung, dadurch einem etwaigen Nachfolger, sei es ein Forschungsreisender, Kaufmann oder Missionar, die Wege zu ebnen. Doch wenn heute der Zwang und die mannigfachen Unannehmlichkeiten des Lebens in der Civilisation mir lästig werden, erinnere ich mich oft unwillkürlich des schönen, von Palmen beschatteten Uréka und des Antrages der Bube.

Im Laufe der Verhandlungen hatte Bulaka unschwer erfahren, dass ein guter Weg nach Moka's Dorf von Arihá abzweigt und wir wanderten daher am 15. October nach diesem Orte zurück. Wir stiegen Morgens in Begleitung vieler Bube zur See ab. Von der Höhe des Eloáfalles brüllte ein Uréka-Bube uns seine letzten Abschiedsgrüsse zu. Der nackte Wilde auf der Höhe der mächtigen Felswand zwischen schäumenden Wasser glich einem wahren Waldteufel. Wir überwanden diesmal bei Ebbe die Flüsse leicht. Meine Leute scharrten fortwährend nach Schildkröteneiern und ich wollte schon über unnützen Zeitverlust schelten, als sie ein Nest mit fast 200 runden, weissen Eiern von der Grösse einer Billardkugel fanden. Die Eier haben eine weisse Lederhaut und sind Hühnereiern ebenbürtig. In Arihá wurden wir mit Jubel empfangen, besonders die alten Weiber zeigten sich gerührt und brachten Plantains und Palmwein.

Am 16. October Morgens wies man uns endlich einen begangenen Weg, der nach Riabba, Moka's Dorf führt. Wir verfolgten denselben und stiegen auf einem schmalen, dicht bewaldeten Kamme an. Nach zwei Stunden passirten wir die Baumfarrengrenze und durchschritten die Ruinen eines alten Bube-Dorfes — Fence und Bananen. Die Sonne brannte heiss, während es steil bergan ging, mehrmals waren enge Erosionsschluchten zu durchschreiten, welche das Wasser in die gelben Lateritwände eingeschnitten.

Gegen 11 Uhr a. m. erreichten wir eine Zone, die mit fusshohen saftigen Grase bedeckt ist, zwischen welchem Baumfarrengruppen eingestreut sind, die auch die Wasser-



Bube in Kriegsrüstung.

(Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Frz. Zimerman.)

läufe einsäumen. Am Hügelhange waren die Farmen Riabba's sichtbar, die blaue See wurde bald durch aufsteigende Nebel verhüllt. Mittags labten wir uns an dem köstlich frischen

Wasser eines Gebirgsbaches und traten eine halbe Stunde später in die Mulde ein, welche von den zerstreuten Complexen Riabba's eingenommen wird. In einem derselben residirt Moka, der König der Bube, der keinen Weissen schauen will. Breite Wege durchziehen die Mulde. Wir sahen einen Mann, der eben daran war, mit dem Kutlass den Weg zu reinigen. Er sah zwar mit seinem Fellschurz und Fetischkram um den Hals etwas wüst aus, führte uns jedoch bereitwillig zu einer Häusergruppe. Dort fanden wir nur Weiber, die uns schreiend den Eingang wehrten. Eine alte Matrone allein zeigte sich menschlich und brachte uns Wasser und Yams, doch kein Feuerholz. Ein paar Männer, welche bald kamen, baten mich dringend, abzuziehen, da die Anwesenheit eines Weissen in dieser Residenz grosses Unglück über den König und die Bewohner bringen müsse.

Wir stiegen auf steilem Wege bergab und erreichten am Abend das kleine, am Hange gelegene Dorf Riasaka, wo uns nach längeren Verhandlungen Unterkunft gewährt wurde. Am nächsten Tage stiegen wir Morgens zur Mulde ab, die den Berg von Riabba von dem palmenreichen Hügel Ober-Kutari's trennt. Auf letzerem geniesst man einen schönen Blick nach dem schluchtendurchsetzten Riabbaberg, dem Pik, der aus den Waldmassen emporragt und der See. Die Kutari-Leute, die uns seinerzeit so belogen hatten, schienen doch etwas beschämt. Wir marschirten am bekannten Waldwege weiter und erreichten am selben Abend die Conceptions-Bai. Mein alter Gastfreund war nicht anwesend, ich kehrte daher bei dem Wai-Neger ein. Wir hatten aber Alle an der Conceptions-Bai nichts zu beissen und warteten täglich sehnsüchtig auf die Bube, die vom Fischen heimkehrten und uns ihre Beute verkauften.

III. CAPITEL.

Bantabaré. — Bilelepa. — Bao. — Fahrt nach Sta. Isabel. — Ausflug in die Region des Pik. — Reise nach Kamerun. — Aufenthalt in Kamerun. — Ausflug nach Victoria und der Cacao-Plantage. — Krankheit und Heimreise.

Am Morgen des 20. October hatte die Poto-lady, welche als Wäscherin fungirte, endlich meine Wäsche abgeliefert und wir konnten unter Führung eines Bube aufbrechen. Wir marschirten längs des Meeresstrandes und hatten von der Fluth zu leiden. Bei Vivour's verlassener Factorei Boloco-Beach wurden wir vom Regen überrascht und sassen zwischen Oelfässern in einer Hütte, wo eine Bube-Hausfrau das Essen für ihren Gatten kochte, der weit draussen in der See dem Fischfange nachging. Unweit des Nordcaps der Bai lenkten wir in den Wald ein, wo wir einige Leute mit Canoebau beschäftigt fanden. Vorbei an einigen Häuschen, die mitten im Oelpalmenwalde lagen und als Depots zur Palmölbereitung und zum Abholen des Topé dienten, erreichten wir gegen 11 Uhr ein grasiges Plateau, hinter welchem der Pik in waldigen Hängen ansteigt, und das untere Dorf von Bantabaré. Am Eingange desselben hing der stinkende Cadaver einer Ziege an einer Stange als Opferthier.

Die Leute von Bantabaré leiden an Wassermangel. Sie zeigten sich recht scheu und abweisend, brachten auch wenig Nahrung. — Nachmittags gingen wir durch hoch begrastes, leicht ansteigendes Land nach Ober-Bantabaré, das wir Abends erreichten. Es hat einen grossen, von Palmen umgebenen Tanzplatz. Ein Mann, der eine Palme erklettert hatte und Topé holte, erschrack über meinen Anblick derart, dass er mit einem lauten Schrei abzustürzen

begann. Glücklicherweise blieb er mit seiner Schlinge hängen und konnte sich festhalten. Im Dorfe fanden wir sehr schlechte Aufnahme, ein Mann, der in einer offenen Hütte sass und Stöcke schnitt, erklärte, wir könnten weder hier, noch überhaupt im Dorfe übernachten. Alles Reden war umsonst, Geschenke wurden zurückgewiesen und ein schreiender Haufe drängte uns zum Ausgange des Dorfes. — So mussten wir denn, ohne Nahrung und Wasser, am Wege schlafen. Am 21. stiegen wir durch den Wald nach Unter-Bantabaré, wo



Bubefischer.

(Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Franz Zimerman.)

eine Volksmasse sich versammelte und uns mit Friedensversicherungen einige Yamsknollen überreichte.

Nachmittags stiegen wir zu Vivour's kleinen Küstenplatze Bantabaré-beach ab, der an einer einsamen Bucht mit hohen Ufern liegt, die von Steinbänken durchzogen ist. Zwei Bassajungen und ein Loango hausen hier, pflanzen Maniok, grossblätterigen Taro und etwas Cacao, und nehmen das Oel der Bube in Empfang. Einige Papaia und Orangenbäume mit reifen Früchten bildeten für mich die Hauptanziehungskraft

von Bantabaré-beach. Nachts wüthete ein furchtbarer Regensturm, ein Tornado, der das halbe Dach der elenden Hütte abtrug und uns durchnässte.

Morgens wanderten wir auf steinigem Waldwege dem Ufer entlang. Die Küste ist theils sandig, theils mit groben, vulcanischen Schotter bedeckt. Wir passirten zwei Gewässer, die ersten seit der Concepcions-Bai. Mittags erreichten wir Bilelepa-beach, wo George, ein freundlicher Bassa-Mann, mit einigen Landsleuten eine Factorei besitzt. Ihr Bretterhäuschen liegt hübsch zwischen Palmen am Ufer, der dichtbewaldeten Isla de Leven gegenüber, welche von zahllosen grauen Papageien bewohnt wird, während der Strand derselben von Krabben wimmelt.

Ein alter Bassa-Mann, Namens Freeman, der seinerzeit mit Pellon den Pik erstiegen und die Bubesprache vortrefflich spricht, erklärte sich bereit, mich als Dragoman zum Dorfe Bao zu geleiten. — Wir stiegen also am 23. October auf recht gutem Wege durch den äusserst palmenreichen Wald flott an. Wir überschritten einige Gewässer und erreichten frühzeitig ein zu Bilelepa gehöriges Dorf. Dasselbe befindet sich auf dem Grasplateau, aus welchem die bewaldeten Hänge des Pik unvermittelt ansteigen. Das Gras ist hoch, von einzelnen Palmengruppen unterbrochen, das Land leicht gewellt. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als wir in ein Yamsfeld gelangten, wo mehrere Bao-Leute arbeiteten. Dieselben begannen sofort zu schreien, sperrten uns den Weg und riefen, wir dürften nicht weiter ziehen, kein Bube wolle mir und meinen Leuten Unterkunft und Nahrung geben. Freeman hielt ihnen nun eine lange Ansprache, in welcher er meine Harmlosigkeit und den Hunger meiner Leute recht lebhaft ausmalte.

Die Bube antworteten schliesslich, dass sie persönlich nichts gegen mich hätten, jedoch Moka Boten nach allen Dörfern der Insel gesandt hätte, durch welche er strenge verbieten liess, mir — für welchen Preis immer — Nahrung und Unterkunft zu gewähren oder den Weg zu weisen.

Da ich zu schwach war, zu fouragiren (das heisst zu plündern) und kein Zelt besass, war ich durch diese Massregel wirklich sehr wirksam aufgehalten. Ich konnte nur froh sein, dass Sr. Bube-Majestät diesen Gedanken erst erfasst nachdem ich fast alle Theile der Insel bereist hatte und meine Aufgabe als gelöst betrachten konnte. Ich stieg also nach Bilelepa-beach ab und verbrachte meine Zeit mit Kartenconstruiren, bis am 27. October George's kleines Boot kam, in welchem ich die Reise nach Sta. Isabel antrat.

Das winzige, leckende Boot war mit zwölf Personen. einem Schwein, einem Hund und zahlreichen Kisten und Päcken befrachtet, so dass die Reise eine wahre Qual wurde,

Bei starkem Gegenwinde lavirten wir längs der rauhen, felsigen Küste, in welche die Brandung schwarze Höhlen und Löcher ausgewaschen. Dahinter steigt das Land zum Bao-Plateau an. Viele kleine Küstenplätze, die »beach« der betreffenden Dörfer, in welchen Poto-Leute. mit den Bube handeln und etwas Ackerbau treiben, sind am Ufer verstreut. — Die Hänge sind mit Palmenwäldern bedeckt, dahinter dehnt sich Wald aus, der gegen oben hin immer schütterer wird und in die wolkenumhüllten Grashalden des Pik übergeht. Bei Big Bakaki stehen malerische, ausgewaschene Felsenriffe in der See. Der Abend war ruhig und wunderbar klar, die Bimbia-Küste und der Kamerun-Pik, deutscher Boden, tauchten in scharfen Umrissen vor uns auf. Nachdem wir ein böses Cap umschifft, kamen wir mit sinkender Nacht in den schönen Boothafen von Laureano's grosser Cacaoplantage. Kopapa. Dieselbe zieht sich reizend am Abhange hinan, zahlreiche Palmen ragen aus dem Dunkelgrün des Cacaowaldes und umrahmen den Platz mit seinen netten Steingebäuden.

Bei starken Regen verliess unser Boot am Morgen des 29. October die Farm; alles war in grauen Dunst gehüllt und bald erhob sich ein Sturm, der unsere Nusschale wild umherschleuderte. Bei besserer Brise fuhren wir rasch an der Lakafarm vorbei, wo der Weg nach der Methodisten-Mission Banni abzweigt, passirten die taubenreiche Horatio-Insel, sowie mehrere hübsche Farmen an der stets hohen, mit vulca-

nischen Knollen bedeckten Küste. Zuletzt segelten wir um das steile Felsenriff der Punta Fernanda und liefen in den Hafen von Sta. Isabel. Der spanische Matrose, der am Ponton unseren Bootpass verlangte, war der erste Weisse, den ich seit anderthalb Monaten gesehen.

In Sta. Isabel entliess ich Bulaka und die Loangos, zog wieder halbwegs europäische Kleider an und begab mich zu den spanischen Beamten. Deren Freundschaft schien inzwischen ziemlich abgekühlt, sie hielten mich, wie ich später erfuhr, für einen preussischen Spion. Meine Absicht war nun, einen Ausflug in die Pik-Region zu unternehmen, eventuell den Gipfel zu besteigen. Es war mir zwar bekannt, dass Pellon und andere Ersteiger des Pik grosse Mannschaften zu dieser Tour benöthigt hatten, ich hielt jedoch den erreichten wissenschaftlichen Zweck nicht dieser Auslage werth und begnügte mich, vier Bassa-Leute anzuwerben. Am 2. November machte ich meine Einkäufe für die Tour und begab mich Abends nach der Basiléfarm. Bis 7. November drangen wir durch den weglosen Urwald aufwärts, wobei wir uns Schritt für Schritt mit dem Kuttlass den Pfad erkämpfen mussten. Täglich erbauten wir eine kleine Waldhütte und konnten mittelst Petroleum Feuer anmachen. In den unteren Regionen hatten wir sehr von Regengüssen zu leiden, während oben vollständiger Wassermangel herrscht. Dieser, sowie ein Dyssenterie-Anfall, war es auch, der mich zwang, nach fünftägiger Arbeit nach Sta. Isabel zurückzukehren, wo wir am 9. October anlangten.

Dortselbst angekommen, fand ich ein grosses spanisches Kriegsschiff im Hafen, welches den General Villacampa und noch einige Rädelsführer der Madrider Militärmeuterei an Bord hatte. Dieselben wurden am Ponton internirt und sehr gut behandelt.[1])

Am 13. November bestieg ich mit Daia den englischen Dampfer »Ambriz«, um mich nach Kamerun zu begeben.

---

[1]) Bekanntlich wurde Villacampa später zur Deportation nach Ceuta begnadigt.

An Bord befanden sich sieben Damen und vier Herren der amerikanischen »Methodist Episcopal Mission« am Congo. Ihr permanentes Harmoniumwüthen und Hymnengeleier tönte in meinen Ohren, als ich Abends bei Mondschein die Aussicht auf die Bai und ihre Ufer genoss, über deren braune Felswände die Vegetation sich schlingt. Traulich flimmerten die Lichter von Sta. Isabel und die breite Masse des Pik erhob sich am Nachthimmel, als ich Abschied nahm von Fernando Póo.

An Bord der »Ambriz« war es wenig anziehend. — Gespreizte englische Table d'hôte, hungerige Mägen, grobe Stewarts, unartige Schiffsofficiere, salbadernde Missionare und brüllende Kruboys bildeten die Leitmotive des Bordlebens auf derselben.

In Kamerun angelangt, fand ich in der Factorei C. Woermann gegen sehr mässige Bezahlung freundliche Aufnahme. Die Einführung eines Kostgeldes anstatt der früher an der afrikanischen Westküste herrschenden unbeschränkten Gastfreundschaft kann nur als eine äusserst vernünftige Massregel bezeichnet werden. Denn für wissenschaftliche und andere Reisende, die ihr Beruf nach der Westküste zwingt, hatte die Gastfreundschaft, bei aller Liebenswürdigkeit doch etwas Bedrückendes, während sie andererseits internationale Vagabunden an die Küste lockte und zu den schändlichsten Missbräuchen verleitete.

Das Leben in der Factorei ist äusserst comfortabel und dem Klima angemessen; dennoch lassen die Gesundheitsverhältnisse in Kamerun viel zu wünschen übrig. Es mag dies theilweise mit dem Umstande zusammenhängen, dass manche, besonders jüngere Kaufleute sich für den Mangel an europäischen Vergnügungen durch den reichlichen Genuss geistiger Getränke zu entschädigen suchen.

Die Handelskrisis war zwar vorbei, jedoch herrschte immer noch wenig Bewegung in den Factoreien und die Stille in denselben contrastirte lebhaft zu dem Lärm der Volksmenge, die ich im Juli 1885 in die Magazine sich drängen sah. Dies steht jedoch mit dem Niedergange des

Handels nicht im Zusammenhange, da 1885 noch »trust« ausgegeben, d. h. an die Neger Waaren zum Ankauf von Rohproducten im Voraus verliehen wurden, während dies jetzt nicht mehr geschieht. Man strebt im Gegentheile, die alten Schuldner zum Tilgen (»Waschen«) ihrer Schuld zu bringen, und verkauft Waaren nur gegen Baarbezahlung in Producten oder Geld.

Unter den europäischen Artikeln, welche hier gangbar sind, kann man auffallender Weise fast keine österreichischen Erzeugnisse finden. Die Glasperlen kommen alle aus Venedig, Zeug aus England und Messerwaaren von Solingen. Ich bin überzeugt, dass unsere einheimischen Firmen alles dies ebensogut liefern könnten, falls sie sich nur mit den für Westafrika giltigen Principien bekannt machen würden. — Die Zeuge, welche in Kamerun beliebt sind, sind fast durchwegs billig, schlecht, aber hübsch appretirt. Die grüne Farbe ist den Negern im Allgemeinen verhasst.

Am 19. November besuchte der Hauptagent des Woermann'schen Gabun-Geschäftes, Herr Lübke, Kamerun. Derselbe theilte mir mit, dass die Firma Woermann beschlossen habe, von nun an die grossen Seedampfer alle Factoreien der Küste anlaufen zu lassen. Dadurch wird das Depot auf Klein-Eloby überflüssig und aufgehoben, sowie die kleinen Küstendampfer verkauft. Es ist wahrscheinlich, dass auch die übrigen Firmen diesem Beispiele folgen und Eloby verlassen werden, so dass der spanische Regierungscommissär, der seit einem Jahre dort residirt, sich bald auf der sonst unbewohnten Insel allein befinden dürfte.

Am 20. November benützte ich die Gelegenheit eines abgehenden Bootes, um mich nach Victoria einzuschiffen. Bei schwacher Brise ging die Fahrt recht langsam auf dem weiten Flusse abwärts und eintönig plätscherten die Ruderschläge der Kru-Männer in die graubraune, sonnbestrahlte Wasserfläche. Mittags bekamen wir Gegenwind und fuhren längs der sumpfigen Küste dahin. Die glänzendblätterigen Mangroven bilden Lauben und Durchgänge, welche das Gewirr der Luft-

wurzeln durchsetzt, die häufig hoch von den Zweigen herab dem Wasser zustreben.

An einer trockenen Stelle haben Fischer kleine Mattenhütten erbaut, die ihnen zur vorübergehenden Wohnung dienen. Abends passirten wir Cap Suellaba, wo die deutschen Kriegsschiffe »Habicht« und »Cyclop« vor Anker lagen. Wir bekamen bald starken Gegenwind und kreuzten an der Flussmündung umher, bis dichte Finsterniss uns zwang, vor Anker zu gehen.

Am Morgen des 21. fuhren wir längs der flachen, mit Mangroven und Raphia-Palmen bewachsenen Küste. Sobald man jedoch die Mündung des letzten Flussarmes passirt, ändert sich der Charakter der Landschaft, und am Fusse dicht bewaldeter vulcanischer Hügel erblickt man die Woermann'sche Factorei Bimbia, umgeben vom Dorfe der Eingeborenen. Dieselbe ist unbewohnt, so dass wir unsere Fahrt der Küste entlang fortsetzten, die in schwarzen Steilwänden abfällt, über welche die üppig wuchernde Vegetation ihre Guirlanden schlingt, während die schäumende See Schluchten und Höhlen in ihren Fuss wäscht. Wir passirten die Kriegsschiff-Bai, wo die Farm der »Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft« liegt, und bekamen gegen 3 Uhr Nachmittags die hohe Waldinsel Mondole zu Gesicht, wo der damalige englische Vice-Consul H. H. Johnston residirte. Noch eine andere Insel und mehrere, wilde Felsriffe tauchen auf, bevor man in die Bai einfährt, an welcher Victoria gelegen. Die freundlichen Häuser der Weissen und die Bretterbuden der Neger heben sich vom waldigen Hintergrunde ab, der zu der breiten Masse des Kamerun-Pik ansteigt.

Victoria besitzt eine (Woermann'sche) Factorei, von deren Leiter, Herrn Jürs, derzeit auch Bimbia verwaltet wird. Zu den älteren Producten, Palmöl und etwas Cacao, ist in neuester Zeit Kautschuk als sehr wichtiger Artikel hinzugetreten, welchem die schwedischen Naturalisten Knutsen und Valdau Eingang verschafften.

Das schönste Gebäude ist die englische Baptisten-Mission, welche auf einem Hügel, nahe an einem klaren Gebirgsbache liegt, und auch eine steinerne Capelle besitzt. Die Mission,

welche damals von einem schwarzen Lehrer verwaltet wurde, war bereits an die Baseler Missions-Gesellschaft verkauft, die bald darauf deutsche Missionäre zur Uebernahme entsandte.

Eingeborene — Dualla und Bakwiri — wohnen sehr wenige in Victoria; die Negerbevölkerung besteht aus Nachkommen freigelassener Sclaven, die von Sta. Isabel auf Fernando Póo, seinerzeit unter Saker hierher ausgewandert waren. Dieselben sprechen unter sich ein corrumpirtes Englisch, leben in Bretterbuden und tragen europäische Kleidung. Sie gehören zu den sogenannten »coloured gentleman« und gleichen den Poto-Leuten Fernando Póo's vielfach. Hoffentlich gelingt es der neuen Mission und der kraftvollen deutschen Regierung dieses halbverdorbene Volk zu brauchbaren Menschen heranzubilden.

Am 22. November fuhr ich nach der Plantage an der Kriegsschiff-Bai, wo ich in Gesellschaft des Directors, Herrn Teusz, zwei angenehme Tage verlebte. Herr Teusz hatte seinerzeit Major v. Mechow's Reise am Quango mitgemacht und später drei Jahre als Agronom am Congo zugebracht, den er gleich mir bis zu den Stanley-Fällen kennt. Der Congo war es denn auch, der uns unerschöpflichen Gesprächsstoff lieferte.

Die Plantage liegt auf der Höhe der Uferterrasse, die einerseits zu der völlig gesicherten Bai, andererseits zu einem kurzen Seearm steil abfällt, der den Booten einen guten Ankerplatz gewährt. Eine Treppe führt auf die Höhe der Rampe, wo ein breites Bretterhaus sich erhebt, in dessen drei Räumen Herr Teusz mit seinen Arbeitern (Accra- und Cap Palmas-Jungen) provisorisch haust. Das Haus ist von Feldern umgeben, welche mit Maniok, Bananen und Gemüse bestanden sind. Dahinter dehnt sich die eigentliche Plantage aus, wo zwischen Oelpalmen und einzelnen stehen gebliebenen Waldriesen die Cacaopflänzchen schon circa ein Fuss hoch gediehen sind. Der Cacaosame wurde von Fernando Póo eingeführt und es steht zu hoffen, dass diese Pflanze, welche ebenso einträglich, aber weit weniger empfindlich ist und weniger Arbeit erfordert als Kaffee, auf dem vulcanischen Boden

Bimbia's ebenso gut gedeihen werde, wie auf jenem der Guinea-Inseln. Die Käferlarve, welche auf vielen Farmen Fernando Póo's so grossen Schaden anrichtet, kommt hier zum Glück nicht vor, und die Heuschrecken, die Anfangs massenhaft auftraten, nehmen jetzt stark ab. Eine Parcelle ist auch mit Tabak bestanden, der jedoch eben durch die Heuschrecken stark gelitten hat. Herr Teusz sandte Holzproben aus den umliegenden Wäldern an seine Gesellschaft, worunter einige (dabei auch Mangroveholz) als vortrefflich und zum Export geeignet erkannt wurden.

Es werden immer noch neue Waldpartien gelichtet und Durchhaue angefertigt, und von Morgens bis Abends tönen die kraftvollen Axthiebe der Accra-Jungen durch den Wald, die mit erstaunlichem Geschick und Schnelligkeit selbst die mächtigsten Baumriesen zu Fall bringen.

Einen besonderen Genuss gewährt ein Spaziergang längs des steil abfallenden Ufers. An einer Stelle blickt man in einen dunklen, von tiefgrünen Bäumen beschatteten Felskessel, auf dessem Grunde ein See ruht, der durch eine Grotte mit dem Meere in Verbindung steht. Ich wurde lebhaft an die dalmatinische Insel Lacroma erinnert, wo der Karstprocess eine ähnliche Erscheinung hervorgebracht. Wie es mir scheint, haben wir es hier nicht mit einem alten Krater zu thun, sondern die See dürfte einen der an vulcanischen Küsten so häufigen Felsköpte unterwaschen, und dieser bei seinem Einsturze die kleine Bai abgeschnitten haben. Die nagende Erosion erweiterte nachträglich eine Spalte zu der Verbindungsöffnung, welche stets durch Boote passirbar ist.

Derzeit leidet die Plantage an Mangel an nahem Trinkwasser, jedoch hofft Herr Teusz durch Bohrungen diesen Uebelstand aufzuheben.

Ich bemerkte zwischen den alten Waldriesen zwei verwilderte Orangenbäume und Herr Teusz theilte mir mit, dass thatsächlich alte Niederlassungen sich hier befanden. Er stiess nämlich auf zahlreiche Grabhügel, die innen hohl sind und zwar keine Gebeine mehr, wohl aber Thon- und Porcellanwaaren enthalten. Erstere, die durch merkwürdige Zeichnungen

sich von den bei den Eingeborenen heute angefertigten sehr unterscheiden sollen, bekam ich nicht zu sehen. Die Porcellanschalen waren, wie das auch bei Gräbern am Congo üblich, am Boden durchlöchert und schienen mir von den heute im Handel gangbaren wenig abzuweichen. Sie trugen keinerlei Jahreszahl oder Firmenzeichen.

Am 24. November fuhr ich mit dem Boote ab, nachdem ich Herrn Teusz den besten Erfolg zu seinem für die Entwicklung Afrikas so hochwichtigen Unternehmen wünschte; denn dass der Factoreihandel überall daniederliegt und alle afrikanischen Firmen in der letzten Zeit schwere Verluste erlitten, ist an der ganzen Westküste ein offenes Geheimniss. Besonders war es das Fallen der Palmölpreise, das den Küstenhandel aufs Empfindlichste schädigte; dazu traten noch die Uebelstände des Trustsystems, übermässige Steuerlast (in Gabun), Missrathen der Arachis-Ernten im Südwesten etc., und nur Producte von secundärer Bedeutung, wie Kautschuk und Elfenbein, vermögen die Firmen aufrecht zu erhalten. Allerorts beginnt man nun den Plantagenbau zu versuchen, der ja im tropischen Amerika, ja in Afrika selbst auf den Guinea-Inseln so reichliche Erträgnisse liefert. Das deutsche Schutzgebiet von Kamerun scheint in dieser Hinsicht vielversprechend. Hier, an der Küste, gedeihen auf fruchtbarem, vulcanischen Boden jene selben Wälder, vielleicht in noch grösserer Ueppigkeit, wie am oberen Congo, fünfundzwanzig Tagereisen von der Küste und von derselben durch ein wüstes Kettengebirge getrennt. Wenn Plantagen überhaupt in Westafrika gedeihen, so ist es wohl keine Frage, wo dieselben besser lohnen werden, an der Küste, wo man die Erträgnisse direct verschiffen kann, oder am oberen Congo, dessen tropische Ueppigkeit ich übrigens nicht bestreite.

Unser Boot passirte diesmal nicht auf offener See, sondern lenkte bei Bimbia in das Gewirre von Brakwasserarmen ein, die das Delta des Mungoflusses bilden. Erst Nachmittags kamen wir aus den düsteren mangrovereichen Canälen in den breiten Kamerunfluss und erreichten um Mitternacht die Factorei.

Inzwischen war das deutsche Kriegsschiff »Luise« angekommen, welches die für die Schiffe »Habicht« und »Cyclop« bestimmte Ablösungsmannschaft brachte.

Ich wohnte auch einem Gerichtstage bei, die jedoch derzeit viel weniger frequentirt werden, da für jede Civilklage der Betrag von vier Mark zu erlegen ist. Strafklagen dagegen sind frei. Ausser Schuldangelegenheiten spielt das »ewig Weibliche« die grösste Rolle in den Klagen. Die Haussclaverei in jener milden Form, wie sie in Kamerun üblich, wird sehr vernünftiger Weise von der Regierung geduldet. Ueberhaupt unterscheidet sich das Vorgehen des Gouvernements in Kamerun, unter Leitung des Freiherrn v. Soden, dadurch sehr vortheilhaft von jenem in vielen englischen Colonien, dass man die Eingeborenen nicht mit einem Schlage zu Europäern machen will und sie nicht mit Rechten überschüttet, deren Bedeutung ihnen völlig unklar ist. Auch die geographische Erforschung der Colonie wird von Herrn Dr. Zintgraff in erfolgreichster Weise betrieben.

Am 10. December fuhr ich mit dem Dampfer »Gertrud Woermann« von Kamerun ab. Auf der Fahrt wurde ich von einem biliösen Fieber gefährlichster Art ergriffen und schwebte bis zu unserem Eintreffen in Accra in Lebensgefahr. Unsere Reise war sehr lang, wir hielten an zahllosen kleinen Küstenplätzen. Ich war jedoch an meine Koje gefesselt und daher leider nicht im Stande, irgend welche Reise-Eindrücke zu berichten. Der aufopfernden Pflege, welche mir an Bord der »Gertrud«, besonders von Herrn Capitän Melchertsen zu Theil wurde, danke ich es grossentheils, wenn ich mich verhältnissmässig rasch erholte. Nach unserer Abreise von Monrovia befreiten uns die kühlen Passatwinde von der Tropenhitze, und wir waren bereits am Wege nach den Canarischen Inseln, als drei Flügel unserer Schraube brachen. Dadurch wurden wir gezwungen, in Dacar für circa acht Tage einzulaufen. Während dieses Aufenthaltes erlangte ich meine Gesundheit völlig wieder und konnte von Madeira aus, vollständig hergestellt, durch Portugal und Spanien die Heimreise antreten. Für die Reise von den Stanley-Fällen des Congo

nach Wien, in der Zeit vom 29. März 1886 bis 12. April 1887 hatte ich nicht ganz 2500 fl. österr. Währ. benöthigt. Diese Summe ist gewiss keine grosse, wenn man bedenkt, dass ich auf dieser Reise eine geographisch neue Route (Brazzaville-Mboma) aufgenommen, die Insel Fernando Póo durchforscht und mich längere Zeit in Südeuropa aufgehalten habe.

IV. CAPITEL.

Stellung Fernando Póo's in der Vulkankette des Guinea-Meeres. — Der Pik von Sta. Isabel. — Die Cordillera des Südens. — Der Kraterkessel von Riabba. — Flüsse und Erosionserscheinungen. — Klima. — Regenzeit und trockene Zeit. — Gesundheitsverhältnisse. — Gewöhnliche Krankheiten. — Vegetation der Insel. — Florenzonen. — Hooker's Sätze über die Flora von Fernando Póo. — Die Fauna. — Reichthum an kleinen Säugethieren. — Vögel, Reptilien, Fische und wirbellose Thiere. — Vortheile einer wissenschaftlichen Durchforschung der vulkanischen Guinea-Länder.

Fernando Póo bildet das Anfangsglied jener Kette vulkanischer Inseln, welche, vom Kamerun-Gebirge absetzend, in fast vollständig gerader Südsüdwest verlaufender Linie ins Guinea-Meer sich erstrecken. Es ist fast zweifellos, dass diese das westafrikanische Mittelmeer durchziehende Vulkangruppe einer Bruchspalte entstiegen ist, welche von Kamerun bis Annobon — vielleicht auch weit darüber hinaus[1]) — einerseits verläuft, während sie andererseits in den Rumbi-Bergen eine Fortsetzung nach dem unerforschten Innern Afrikas zu finden scheint.

Fernando Póo ist von den Guinea-Inseln dem Festlande am nächsten gelegen und nur durch eine schmale, bei halbwegs klarem Wetter übersehbare Meeresstrasse von Kamerun getrennt. Die Insel hat die Gestalt eines fast rechteckigen Trapezoides, in welches die Baien von San Carlos und de la Concepcion einschneiden, und dessen Längsachse Südsüdwest verläuft. Sie gehört zu jener Gruppe tektonischer Inseln im Sinne Hahns, welche mehr als ein Eruptions-

[1]) St. Helena, welches genau in der Verlängerung liegt und aus demselben Material (Plagioklas-Basalt-Laven) aufgebaut ist, gehört wohl noch mit zu dieser Kette.

centrum besitzen, und gliedert sich deutlich in einen Nord- und Südabschnitt oder in das Gebiet des Pik von Sta. Isabel und jenes der südlichen Cordillera. Der grössere Nordabschnitt der Insel ist fast ganz von dem mächtigen Vulkankegel des Pik von Sta. Isabel erfüllt, welchen die Bube O-Wassa nennen, und dessen Gipfel fast genau im Centrum dieses Abschnittes gelegen ist. Nach Nord und Nordost senkt er sich ziemlich sanft bis zu der in Steilwänden abstürzenden Küste. Gegen West und Nordwest fällt der Pik in jäh abstürzenden, mächtigen, Erosionsschluchten einsäumenden Felswänden zu einer nach der Küste emporgelagerten schmalen Flachlandsregion ab. Nach Osten böscht sich der Obertheil des Berges in ziemlich steilen Waldhängen nach einem langgestreckten, circa 400 *m* hohen Grasplateau ab, dessen Westrand mit starkem Gefälle gegen die Felsküste sich senkt. Gegen Südwest zeigt der Pik ein mässiges Gefälle, trägt das Grasplateau von Bateï und steht durch ein relativ niedriges (876 *m* hohes) Joch mit den Gebirgssystemen des Südens in Verbindung. Obwohl der Gipfel in den Sechziger-Jahren mehrmals erstiegen worden, variiren die Angaben für seine Höhe auf den Karten doch recht bedeutend und sind, wie ich annehmen darf, meist zu hoch gegriffen. Der deutsche Botaniker Mann, welcher 1861 und 1862 den Gipfel siebenmal erstiegen hat, fand als Mittelwerth seiner barometrischen Messungen 2840 *m*. Don Julian Pellon y Rodriguez, ein spanischer Commissär, der 1861 den Gipfel erstieg und sich mehrere Tage dortselbst aufhielt, fand mit einem Quecksilberbarometer 2814 *m*, und Richard F. Burton 1863 mit dem Thermohypsometer 2820 *m*. Ich selbst habe wegen Wassermangels und ungünstiger Vegetationsverhältnisse den Gipfel nicht erreicht, auch hätte meine einmalige Aneroidbeobachtung kaum viel neues Material geliefert. Gegenüber den oben genannten Messungen, welche von gewissenhaften Beobachtern ausgeführt wurden und auffallende Uebereinstimmung zeigen, nimmt die englische Seekarte immer noch 3057 *m* als Höhe des Gipfels an. Ich glaubte jedoch, den Beobachtungen der Ersteiger ein grösseres Gewicht beilegen

zu müssen, und nahm daher auf der Karte 2850 *m* als Näherungswerth der Pik-Höhe an. Auf der Höhe des Gipfels befindet sich ein nach Mann 515 Fuss (155 *m*) tiefer, von grauen, verwitterten Basaltwänden eingeschlossener Krater, auf dessen Grund sich Vegetation und ein kleiner aus Sickerwasser bestehender Tümpel angesammelt hat. Der Gipfel kann als erloschen bezeichnet werden: Gerüchte von rothen Feuerscheinen und Rauchwolken auf demselben finden ihre leichte Erklärung in den alljährigen Grasbränden. Spuren von Ringwällen sind am oberen, grasigen Theile des Gipfels zu erkennen, der besonders am Südwesthange regelmässig



Der Clarence-Pick von der San Carlos-Bai.

Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Ludw. Hans Fischer.

gerieft erscheint. Dieser Erosionswirkung verdanken die mächtigen Felsschluchten im Westen ihre Entstehung. Von Nebenkratern mögen manche an den durch dichten Wald schwer zugänglichen Hängen des Berges zerstreut sein. In gewissem Sinne kann man auch die merkwürdige Kraterruine der Bai von Sta. Isabel als Nebenkrater des Pik auffassen. Es ist dies ein fast kreisrunder, von Steilwänden eingefasster Circus, dessen Ostrand das schmale Felsband der Punta Fernanda bildet, welches sich unterseeisch fortsetzt bis zu der Stelle, wo die Felsriffe der Enrique-Inseln die Verbindung mit dem im Westen der Bai hervorragenden Cap herstellen.

Die Wände sind von horizontal geschichtetem Tuff gebildet und an der Punta Fernanda derart unterwaschen, dass man das Einstürzen dieses Felscaps befürchtet. Auf der Höhe des Plateaus, dessen Abfall den Südrand der Bai bildet, 33 *m* hoch, liegt das Städtchen Sta. Isabel, dessen Terrain sich sanft nach dem Innern zu bis zum Thale des Odje-Odje und Konsul-Flusses böscht.[1])

Schon der Anblick der Karte, welche am Westrande eine schmale, von sumpfigen Wäldern erfüllte flache Region zeigt, während im Osten das Land in Steilwänden zur See abstürzt, schon die Erwägung dieser Thatsachen allein könnte zu dem Schlusse führen, dass im Osten eine Küstenverminderung, im Westen eine Küstenvermehrung stattfinde. Dies wird auch durch nähere Untersuchungen bestätigt und entspricht den Erfahrungen aller Ansiedler. Während im Osten immer neue Schollen des Basaltgesteines sich abbröckeln, wird im Westen Land angeschwemmt. Vor den grösseren Flussmündungen lagern sich Sandbarren, welche die Mündung nach links ablenken. Durch Auftauchen neuer Dünenwälle werden flache, lagunenartige Brackwasserlachen abgeschnitten, in welchen erst die Mangroven und Büsche ihr Fortkommen finden, die aber bald in sumpfigen Tropenwald sich verwandelt haben.

Wenn man eine ältere Karte von Fernando Póo betrachtet, so könnte man leicht zu der Ansicht verführt werden, als sei in der Cordillera des Südens nichts anderes als eine Rippe, oder überhaupt eine vom Pik abhängige Erhebungsmasse zu sehen. Die relative Niedrigkeit des Loïta-Passes spricht schon gegen diese Ansicht, vollständig widerlegt wird dieselbe jedoch durch den Umstand, dass die Cordillera, überhaupt das ganze Erhebungssystem des Südabschnittes sich mit fast völliger Sicherheit als älter wie der Pik bezeichnen lässt. Abgesehen davon, dass die Formen

[1]) Vide meine Abhandlung in Petermann's Mittheilungen, 1887, pag. 268, wo der Anfang dieses Capitels in Verbindung mit einer pertographischen Notiz von Dr. Max Schuster veröffentlicht ist.

durch Humusschichten abgerundet, und der ursprüngliche Charakter kaum erkennbar ist, lässt auch eine mächtige Scholle gelben Laterites, die dem Südwesthange angelagert ist, und in welche die Erosion tiefe Hohlwege gegraben hat, auf ein höheres Alter schliessen.

Der Südabschnitt erhält seinen Charakter durch ein im Allgemeinen westlich streichendes Kammgebirge, der Cordillera de Fernando Póo, auch Cordillera Misteriosa und ähnlich benannt. Dasselbe zerfällt in zwei, durch einen Pass verbundene Grate, deren westlichster die grösste Ausdehnung und Höhe besitzt. Beide Grate tragen mehrere Gipfelkuppen, die jedoch erst am Obertheile sich abgliedern, und erhalten nur durch ihre basaltische Zusammensetzung einen vulcanischen Charakter. Am Nordhange der Cordillera, 800 *m* hoch, ist ein Hügel angesetzt, dessen Gipfel den 30 *m* breiten Tümpel Riba na Lobe trägt, welcher von den Bube's als Teufelssee verehrt wird und wohl als Ausfüllung eines Nebenkraters anzusehen ist. Im Südosten der Insel erhebt sich eine weit mächtigere, von der Cordillera fast, vielleicht selbst ganz unabhängige vulcanische Masse. Auf der Höhe eines nach allen Seiten steil abfallenden Kegelberges dehnt sich ein flacher, von Hügeln ringförmig umschlossener Kessel aus. Es ist anzunehmen, dass wir es hier mit dem Ueberreste eines weiten Kraters zu thun haben; indem einige Bäche den Westwall durchbrechen, könnte man die Terrainbildung eine Caldera nennen. Doch ist meist mit diesem Begriffe der steiler Felswände verbunden, von welchen hier keine Rede mehr ist. Es ist gewiss eine bemerkenswerthe Thatsache, dass die Ureinwohner der Insel, die Bube, in diesem Kessel ihr grösstes und wichtigstes Dorf, Riabba, besitzen, welches als der Sitz ihres obersten Königs, Moka, in hohem Ansehen steht.

Der parallel zum Meere hinstreichende Hügelzug, welcher auf seinem Rücken die Dörfer Kutari und Olobe Riabba trägt, könnte eventuell als Ueberrest eines Walles des Riabbakraters angesehen werden. Im südöstlichen, unbewohnten und völlig pfadlosen Theile der Insel verzeichnet Pellon eine ausgedehnte Caldera, die er vom Meere aus erblickt haben

muss. Die Gebirge des Südabschnittes fallen meist in fast senkrechten Steilwänden gegen die See ab. Oft ist ihnen nichts als ein mächtiger Uferwall aus vulcanischen Knollen vorgelagert, an welchem die wüthende Brandung schäumt, und den die Flüsse nur schwer durchbrechen; an den östlicheren Küsten zieht sich jedoch häufig ein Sandstreifen vor dem Steilhange hin. Fast alle Flüsse stürzen in Cascaden von der Höhe herab; der sandige Strand neigt sehr zur Lagunenbildung. Die Flussmündungen erscheinen nach rechts abgelenkt. Die Ufer der Baien von S. Carlos und de la Concepcion sind flach und sandig.

Wie alle vulcanischen Tropeninseln, so zeigt auch Fernando Poó eine reiche Bewässerung. Von allen Hängen rieseln zahllose Bäche mit klarem, eisenhaltigem Wasser. Auffallend ist die Erscheinung, dass die Ostküste relativ wasserarm gegen die Westküste ist, was in Niederschlagsverhältnissen liegen mag.

Der grösste Fluss der Insel ist der Uapa oder Shark River, welcher im Süden mündet und der einzige Fluss ist, der die steile Randstufe durchbrochen hat, während andere, wie der Elo-A, Mukokobe, Amesuwa etc. sich in Wasserfällen von derselben stürzen. Der Uapa[1]), in dessen Mündung ein schwarzer Felsthurm sich wohl 30 *m* hoch erhebt, dürfte eine Strecke weit mit dem Canoe schiffbar sein und soll aus einem kleinen See am Südhange der Cordillera entspringen. In die Bai von San Carlos mündet der Deï und Abo, in jene der Concepcion der Malala und Mutschitschi, alle frische, klare Bergwässer. Die Gewässer der Westküste sind nicht mehr als Bäche; im Norden mündet der Mungula in mangrovereichem Aestuarium und bei Sta. Isabel der Odje-Odje und Consulfluss. Der Ursprung der Gewässer liegt selten über 650 *m*.

Ein Beispiel der Thalbildung in diesem vulcanischen Gebiete lernte ich am Amesuwa-Bach im Süden der Insel kennen. Derselbe fliesst in einem klammartigen Schlund und zeigt eine Reihe von Wasserfällen und Tümpeln, welch letztere

---

[1]) Vid. Abbildung pag. 59.

durch Schotterwälle abgedämmt sind. Der Bach ist im Oberlaufe für gewöhnlich wasserlos, häufig geschieht es nach starkem Regen, dass .plötzlich eine starke, aber vereinzelte Wasserwoge stromab rauscht, was wohl durch Anschwellen eines Tümpels und Durchbruch eines Schotterwalles zu erklären ist. Im Querschnitt zeigt sich oft eine Erhebung in der Mitte der Thalsohle, zu deren Seiten die Schluchtwände höhlenartig unterwaschen sind; ähnliche Steinbänder ziehen sich oft 20—30 *m* im Thale fort und verdanken wohl den Ansatz zu ihrer Bildung einem Gesteinsabschnitt, welcher der Erosion grösseren Widerstand entgegensetzte, worauf durch rückschreitende seitliche Erosion das erwähnte Steinband blossgelegt wurde.

Der Flächeninhalt der Insel beträgt nach einer von Herrn Trognitz in Gotha angestellten, sehr sorgfältigen Berechnung 1998 □*km*. Der Paralell von 2° 39' schneidet die Insel in zwei fast flächengleiche Theile.

Ueber das Klima von Fernando Póo lassen uns meteorologische Beobachtungen Schlüsse ziehen, die von 1827 bis 1881 ziemlich ununterbrochen zu Sta. Isabel angestellt wurden. 1827 bis 1854 wurde von Engländern, besonders von Daniel observirt, doch sind von diesen Beobachtungen nur mehr Bruchstücke vorhanden. Auch jene des Don Julian Pellon y Rodriguez 1859 bis 1863 werden nur fragmentarisch in einem dem Ministerio del Ultramar zu Madrid gehörenden Manuscripte [1]) mitgetheilt.

Ziemlich sorgfältige Beobachtungen wurden 1864 bis 1881 von dem spanischen Infanterie-Hauptmann Don José Gomez y Sanjuan angestellt, jedoch niemals veröffentlicht. Durch die freundiche Vermittlung des Herrn Dr. Rudolph Beer in Madrid, gelang es mir einen brauchbaren Auszug aus diesem Beobachtungsmaterial zu erlangen, den Herr Prof. Dr. Hann durchzusehen so gütig war.

---

[1]) Pellon, Descripcion general de la isla de Fernando Póo, Madrid 1874, Manuscript. Ueber Pellon's Beobachtungen spricht auch Hann, das Klima von Fernando Póo, (Zeitschrift der österr. Ges. für Meteorologie in Wien, 1873, VIII. Bd. p. 46.

Mittel aus den Regenbeobachtungen

angestellt während der Jahre 1860—1863 von von Don Julian Pellon y Rodriguez zu Sta. Isabel, Fernando Póo.

	Regentage	Niederschlag in *mm*
Jänner . . .	4	25
Februar . . .	7	93
März	13	230
April	14	210
Mai	17	213
Juni	19	280
Juli.	18	162
August . . .	17	282
September . .	24	420
October . . .	18	392
November . .	12	222
December . .	4	28

Mittel aus den barometrischen Beobachtungen

angestellt während der Jahre 1864—81 zu Sta. Isabel auf Fernando Póo von Don José Gomez y Sanjuán.

MONAT	Mittel *mm*	Maximum *mm*	Minimum *mm*	Differenz *mm*	Mittlere Temperatur in C.
Jänner	759.3	761.5	757.1	4.4	27.6
Februar. . . .	759.4	761.8	757.1	4.7	27.5
März.	759.7	761.8	757.5	4.3	26.6
April	759.9	762.2	757.6	4.6	25.6
Mai	760.4	762.7	758.2	4.5	24.7
Juni	761.1	763.1	759.2	3.9	23.8
Juli	761.5	763.4	759.7	3.7	23.2
August	761.5	763.4	759.7	3.7	23.2
September. . .	760.9	762.6	759.1	3.5	23.4
October. . . .	760.3	762.3	758.8	4.0	24.6
November. . .	759.7	761.9	757.5	4.4	26.2
December. . .	759.2	761.5	756.8	4.6	27.2

Von 1881 an liegen keinerlei meteorologische Beobachtungen vor.

Wie aus den beistehenden Tabellen ersichtlich, endet die trockene Zeit Anfangs März. Die Ost- und Nordostwinde nehmen ab und machen mit Vorrücken der Regenzeit Südwestwinden Platz. Nur die heftigen, oft verheerend auftretenden Gewitterstürme, die Tornados, welche im Wechsel der Jahreszeiten auftreten, wehen aus Ostnordost, seltener aus Nord. Aus

dem Waldreichthume der Insel erklärt sich ebenfalls die grosse Niederschlagsmenge während der Regenzeit. Von anderen Theilen der Insel ausser Sta. Isabel liegen keine Beobachtungen vor, doch wird behauptet, dass die Regenmengen südlich vom Pik noch grösser seien als dortselbst. Auch die Höhenlage verschiedener Orte ist auf die Regenmenge von Einfluss, derart, dass zwischen 6- bis 700 Meter die stärksten Niederschläge auftreten sollen. Der Himmel ist selten heiter. Pellon beobachtete im Jahre 105 heitere, 150 wolkige und 100 trübe Tage. Nebel sind häufig, und besonders im December und Januar sehr dicht, weil die kühleren Südwestwinde dann fördernd auf die Verdunstung aus dem während der Regenzeit durchfeuchteten Boden einwirken.

Im Gegensatze zum unteren Congo, wo gerade die kühle, trockene Zeit der Natur ein winterliches Gepräge verleiht, charakterisirt dieses in Fernando Póo die Regenzeit.

Die kühlere Temperatur, die heftigen Stürme und die unaufhörlichen Wasserfluthen, die vom trüben Himmel herabrauschen, zwingen Säugethiere ihre Verstecke aufzusuchen und versenken niedere Thiere in eine Art Winterschlaf. Die Bäche schwellen zu schäumenden Giessbächen an, die Fusspfade verwandeln sich in Schlammgräben, und der Eingeborene, der Bube, kauert am liebsten beim Herdfeuer seiner qualmigen Hütte und betritt möglichst wenig den feuchten, schlammigen Wald, von dessen Aesten selbst während der Pausen des Regens Wasserströme sich ergiessen. In der Wiesenregion schiesst das spröde, harte Gras klafterhoch empor, überwuchert wenig begangene Fusspfade, und kann auf anderen nur mit Mühe ferngehalten werden.

Von October bis November ist eine Uebergangszeit, während welcher besonders häufig Tornados auftreten. Die trockene Zeit, während der schwache Nordostwinde vorherrschen, zeigt öfter klaren Himmel und selten Niederschläge. In dieser Periode entfaltet die Tropennatur ihre ganze Pracht, aber auch die Hitze nimmt zu und erreicht sogar manchmal im December das Maximum von 42° C. Im Allgemeinen kann Fernando Póo nicht allzu heiss genannt werden, das Jahres-



Die Mündung des Uapa-Flusses. Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Ludw. Hans Fischer.

mittel von Sta. Isabel ist 25 bis 26° C. Mit der Höhe nimmt dasselbe sehr ab und beträgt am Pik 6 bis 8° C. wie man aus den Beobachtungen der Ersteiger schliessen kann. Ein Schneefall, der am Pik von Kamerun manchmal vorkommt, ist auf dem von Fernando Póo niemals beobachtet worden, doch erlebte Pellon am 4. April 1860 auf dessen Gipfel ein Hagelwetter. Derselbe Reisende behauptet, dass in trockener Zeit die Luftströmungen am Pick jenen an der Küste entgegengesetzt seien, und schliesst daraus, dass der Nordost-Passat nicht so hoch reiche.

Ueber die Gesundheitsverhältnisse der Insel gehen die Ansichten sehr weit auseinander. Die ersten Spanier und die Engländer Anfangs dieses Jahrhunderts erlitten auf der Insel nahmhafte Verluste durch Fieber und erklärten deren Klima für ein unerhört schlechtes. Auch der französische Arzt Rey[1]) bezeichnet Fernando Póo als einen der ungesundesten Plätze der ohnehin verrufenen afrikanischen Westküste. Dagegen halten neuere, besonders spanische Berichte die Insel für ausserordentlich gesund, ja geradezu für einen klimatischen Curort, für das «Madeira des Guineagolfes«.

Diese abweichenden Ansichten haben ihren Grund theilweise darin, dass verschiedene Theile der Insel eben notorisch ungleich gesund sind. Am schlechtesten ist die Ostküste, speciell die Concepcions Bai, welche meist die Brise vom afrikanischen Continente her bekömmt. Hier war es, wo die ersten Spanier unter Primo de Rivera so viele ihrer weissen Matrosen verloren, und wo auch eine später gegründete englische Factorei aufgegeben werden musste, da das Klima zu viele Opfer dahinraffte. Selbst die dort ansässigen fremden Schwarzen haben darunter zu leiden, ja die Bube fürchten sich nach der Küste zu kommen, um nicht dem Fieber zu verfallen.

Weit besser ist das Klima von Sta. Isabel, obwohl auch dieser Ort anfangs des Jahrhundertes als sehr ungesund be-

---

[1]) Rey, Notes sur la geographie medicale de la côte occidentale d'Afrique (Bul, de la soc. geogr. de Paris 1878, p. 229).

rüchtigt war. Es ist überhaupt eine an der afrikanischen Westküste bekannte, wenn auch nicht aufgeklärte Thatsache, dass die Centren des perniciösen Fieber wandern, derart, dass ein Ort, welcher heute als recht gesund gilt, in wenigen Jahren zum verrufensten Fiebernest werden kann und umgekehrt. Für Sta. Isabel scheint eben jetzt eine recht günstige Periode zu herrschen. Schon in den 60er Jahren gab das Mittel von 6 Jahren eine Sterblichkeit von nur 3 Procent unter der weissen Bevölkerung, derzeit hört man fast gar nie von Todesfällen oder schweren Krankheiten unter den Europäern. Dabei ist das Klima freilich stets ein westafrikanisches; schwere körperliche Arbeit, sowie Uebermass irgend welcher Art ist Weissen höchst schädlich und nach Ablauf von 3 bis 4 Jahren fühlt jeder das Bedürfniss einer Erholung in Europa.

Am besten vertragen die spanischen Matrosen von den canarischen Inseln das Klima, sie pflegen baarfuss und mit leichter Kopfbedeckung zu gehen, und leiden am Fieber nicht viel mehr als Neger. Die Kranken finden in Sta. Isabel Pflege in dem recht gut gehaltenen, schön gelegenen spanischen Hospital. Ein Sanatorium, welches von der Regierung bei Basilé angelegt wurde, steht leer und fällt in Ruinen.

Für den gesundesten Punkt der Insel hält man, wohl mit Recht, die Bai von San Carlos an der Westküste. Die frische Seebrise, welche in Sta. Isabel mangelt, weht hier stets in erquickender Kühle von dem offenen Ocean her. Bei Schwarzen, die bekanntlich auch öfters an Fiebern leiden, sind dieselben zu San Carlos fast unbekannt und auch die wenigen Weissen, welche sich dort aufgehalten, fühlten sich stets wohl. Zwar ist die Bai von San Carlos gegen die Dünung weniger geschützt und das Landen für Boote beschwerlicher als in jener von Sta. Isabel, doch ist sie für Segelschiffe leichter zugänglich und entschieden luftiger.[1]) Die Frage zu erörtern, ob es nicht

---

[1]) Vide Fernando Po. (Nach dem Berichte S. M. Korv. »Möwe« Commandant Korv. Capt. Hoffmann), Annalen der Hydrographie. Berlin. 1885. p. 11.

vortheilhaft wäre die Hauptstadt und das Gouvernement nach San Carlos zu verlegen, wie mehrfach vorgeschlagen wurde, ist überflüssig: die spanische Regierung denkt ja doch nicht daran, ein so kostpieliges Experiment zu versuchen.

Die gewöhnlichen Krankheiten der Insel sind leichte Malariafieber, hämaturische Fieber, gastrische Fieber, Rheumatismen, Neuralgien und Dysenterie in seltenen Fällen. Bei den Potoleuten und Bube kommen öfters Lungen- und Kehlkopfleiden vor. 1862 und 1866 wurden einzelne Fälle von gelbem Fieber in Sta. Isabel beobachtet. Diese schreckliche Krankheit, welche durch Schiffe aus Havanna importirt wurde, ist jedoch glücklicherweise wieder spurlos verschwunden.

Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass Fernando Póo, wenn auch nicht viel besser, so doch unbedingt nicht schlechter für die Gesundheit des Europäers ist, als andere Plätze an der Westküste Afrikas. Ich selbst war auf dem vielgepriesenen oberen Congo durch Dysenterie dem Tode nahe und habe mir bei ruhiger Lebensweise in Kamerun ein schweres hämaturisches Fieber geholt. Während meiner Wanderungen in Fernando Póo dagegen, wo ich täglich durchnässt wurde, oft im Freien campiren musste und auf eingeborene Nahrung beschränkt war, erfreute ich mich, kleiner Unwohlsein abgerechnet, der besten Gesundheit.

Es ist in neuerer Zeit viel darüber gestritten worden, ob hochgelegene Plätze in den afrikanischen Tropen gesunder seien als die Küstenstriche. Nachdem die Erfahrungen am Congo entschieden dagegen sprechen und auch die Schweden in der Kameruner Bergstation keineswegs gesund bleiben, haben gewichtige Autoritäten sich dagegen ausgesprochen. In Fernando Póo gibt es drei hochgelegene Stationen, die Farm Basilé und die Missionen der Cordillera und Bannis. Der Verwalter von Basilé ist allerdings stets gesund, doch mag er als Südspanier weniger gegen das Klima empfänglich sein und weilt seit Jahrzehnten in den Tropen. Seine Gattin, aus Teneriffe erfreut sich des besten Wohlseins, beide besuchen höchst selten die Küste. Auf den Missionsstationen haben sich noch wenige Weisse durch längere Zeit aufgehalten,

sie litten, wie ich erfuhr, an leichten Fiebern, und befanden sich im Allgemeinen nicht wohler als ihre Collegen zu Sta. Isabel, wenn auch die kühlere Luft ihnen den Aufenthalt angenehmer machte. Dagegen ist es bei Kaufleuten bekannt, dass ein zeitweiliger Aufenthalt in höheren Regionen, z. B. in Basilé besonders nach längerem Verweilen an der Küste geeignet ist, sehr wohlthätig auf die Gesundheit einzuwirken. Die Ansicht, dass Europäische Colonisten (mit Ausnahme vielleicht von Canarien und Südspanien) in den höheren Regionen der Insel dauernd leben und arbeiten könnten, halte ich daher für eine illusorische, doch glaube ich, dass ein zeitweiliger Aufenthalt daselbst ebensogut möglich und sicher angenehmer wäre als an der Küste.

Die Vegetation von Fernando Póo, wie überhaupt jene der vulkanischen Guineagebiete ist eine für Westafrika ungemein üppige. Um die Erforschung derselben hat sich der deutsche Botaniker Gustav Mann hervorragende Verdienste erworben, der 1860 bis 1862 in englischen Diensten daselbst weilte und den Pik von Kamerun sowie jenen von Fernando Póo (letzteren sogar siebenmal) erstieg[1]), um die Flora der höheren Regionen zu erforschen.

Es ist selbstverständlich, dass sich auf einer Insel, die bis 2850 Meter ansteigt, verschiedene Vegetationszonen unterscheiden lassen. Sobald man das unmittelbare Strandgebiet verlassen, für welches Cocospalmen, im Nordwesten Mangroven, sowie einige importirte Pflanzen (Mangos, Guajaven, Avogadobäume etc.) charakteristisch sind, betritt man die Region des tropischen Waldes.

Die Oelpalme (Elais Guineensis), welche in grossen Mengen hier auftritt, ist für diese Zone bezeichnend. Das Land ist mit dichtem, hochstämmigem Walde bedeckt, der nur wenig Unterholz aufkommen lässt und aus welchem

---

[1]) Mann, account of an ascent of Clarence Peak, Fernando Po. Journ. of the Proceed. Linnean society Botany vol VI, 1862, p. 27 und Hooker, on the Vegetation of Clarence Peak F. P. with descriptions of plants collected by Gustav Mann. Journ. of the Proceed. Linnean society. Botany vol. VI, 1862.

einzelne Baumriesen wie der Seidenbaumwollenbaum (Eriodendron) hervorragen. Dazwischen sieht man, dicht von Lianen und parasitischen Pflanzen überwuchert die Sierra Leoneeiche (Lophira alata), deren leicht röthliche Fruchtkapsel den Eingeborenen als Halsschmuck dienen, den Kolabaum (Sterculia acuminata), das afrikanische Mahagoni (Oldfieldia africana), die Monodora grandifolia mit ihrem prachtvollen Laubwerk und andere Laubbäume. Die Raphia vinifera und der Baumwollstrauch (Gossypium) sind bei Sta. Isabel selten, an der Concepcions-Bai jedoch häufig. Diese Zone verlassend, erreicht man in vielen Theilen der Insel eine ausgedehnte Region hochstengeligen Grases. Dieselbe ist besonders am Nordhange der Cordillera, in Riabba und auf dem den Ostabfall des Pik begleitenden Plateau entwickelt. Hier ist es, wo die Bube ihre grossen Yamsfelder besitzen.

Die vorherrschenden Formen sind Graminaceen, dazwischen einzelne Acanthaccen, wilde Sachara, Amomeen und Andere. Palmen und Laubbäume sind dieser Region selten eingestreut.

An vielen Theilen der Insel fehlt die Graszone, und die tropische Uferzone geht nach und nach in die subtropische Waldregion über. Schon bei 500 Meter bemerkt man dann ein Zunehmen der niederen Gewächse. Zierlich gefiederte Farne bedecken den Boden und auch die Aeste der Bäume sind mit Orchideen und Begonias überwachsen. Bei etwa 1000 Meter Höhe verschwinden die Oelpalmen, wir haben die Zone des subtropischen Waldes erreicht. Das erste ins Auge fallende Charakteristicum sind prachtvolle Baumfarne, Cyatheen, welche am Nordhange des Pik in Gruppen von 10 bis 15 Stämmen die Mulden ausfüllen, an der Cordillera jedoch geradezu in Wäldern auftreten.

Die zartgrünen, dichten Wedel, welche auf den schwarzen, bis zu 10 Meter hohen Stämmen ruhen, lassen nur ein dämmeriges Licht auf den Boden fallen, welchen eine dicke Schicht vermodernder Wedel und Stämme bedeckt. Das Wandeln in einem pfadlosen Baumfarnwalde ist zwar mühsam, bietet jedoch besonders Anfangs durch die ungewohnte

Schönheit der Belaubung einen seltenen Genuss. Man hat förmlich den Eindruck, in einen Urwald der Carbonformation versetzt zu sein. Je höher man ansteigt, desto lichter wird der Wald. Araliaceen und Compositen, an deren Stämme bärtige, graue Flechten herabhängen, vertreten in kaum 15 Meter hohen Exemplaren die Laubhölzer; dazwischen wuchern, dicht verschlungen, Salvia, Rubus, Nessel- und Graspflanzen am Boden. Diese Region bedeckt den Kamm der Cordillera, die Gipfelregion des Pik ist mit Gras bedeckt. Mann fand dort Hypericum mit schön grünem Laube und hundsrosenähnlichen Blüthen, sowie 2 bis 3 Meter hohe Ericaarten vorherrschend, zwischen welchen Leucothoë, Helichrysum, Veronica, Cylisus, Myosotis und andere kleine Pflanzen wucherten. Eine grössere Vegetation kann sich schon deshalb nicht entwickeln, da die Bube alljährlich die Grasfelder am Gipfel des Pik abbrennen.

Die hier unterschiedenen Zonen haben natürlich nur schematische Geltung. Im Süden der Cordillera steigen Baumfarren bis nahe an die Küste herab. Die Grasregion von Riabba nimmt der zarteren Halme und zahlreicher eingestreuter Cyatheagruppen halber eine von den anderen Graszonen verschiedene Stellung ein.

Von den Culturpflanzen, die im Allgemeinen nur bis zur unteren Grenze der subtropischen Region ansteigen, wird in den betreffenden Abschnitten die Rede sein.

Im Allgemeinen stimmt die Flora der Insel mit jener Kameruns überein. Was den botanischen Charakter derselben betrifft, so hat der berühmte Naturforscher Hooker[1]) nach Mann's Forschungen darüber folgende Sätze aufgestellt, welche für die über 5000 englische Fuss hoch gelegenen Striche gelten:

1. Die Flora muss eine sehr arme genannt werden, Mann konnte in vielen Wochen nur 237 blühende Pflanzen sammeln.

---

[1]) Hooker. On the plants of the temperate region of the Cameroons mountain and islands of the bight of Benin, collected by Mr. Gustav Mann. Journ. Proceed. Linnean society, Botany vol. VII London. 1864 p. 171.

2. Abyssinische genera und species herrschen vor. Viele Arten aus den Bergen Mauritius' Bourbons und Madagascars sind vertreten.

3. Die Anzahl der europäischen Pflanzen (43 genera und 27 species) ist auffallend gross. Es sind meist brittische Formen vertreten, deren Samen eine Verschleppung durch Vögel ermöglicht.

4. Südafrikanische Formen sind sehr selten.

5. Unter den von Mann gesammelten Pflanzen war nur ein neues Genus (Primulacia Ardisiandra). Nadelhölzer, welche auı Sao Thomé vorkommen, fehlen auf Fernando Póo.

6. Keine einzige der für St. Helena charakteristischen Formen ist vertreten.

Wenn daher auch der Reichthum an Arten in Fernando Póo kein grosser ist, so ist doch die Vegetation, besonders im Tropengebiet, eine ungemein üppige und übertrifft an Fülle und Schönheit die Flachlandsgebiete des oberen Congo bei Weitem. Hier kann man sehen, dass auch das vielgeschmähte Afrika, welches selbst seine Freunde den schlechtesten Continent nennen, im Stande ist, Wälder hervorzubringen, die an tropischer Pracht jenen Südamerikas oder Indiens wohl nicht allzusehr nachstehen mögen. Dass dieser Boden Fernando Póos auch für die Cultur Erspriessliches hevorbringen könne, lässt uns das Gedeihen der vorhandenen Plantagen hoffen.

Um die Erforschung der Thierwelt Fernando Póos, besonders der Vertebrata, haben sich die Mitglieder der englischen Nigerexpedition in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts Verdienste erworben; besonders hat Louis Fraser viele Thiere gesammelt und in seinem Werke[1]) abgebildet. Seine Sammlungen wurden grossentheils von dem englischen Zoologen Waterhouse bestimmt[2]). Wie es bei einer dem Continente so nahe gelegenen Insel fast selbstverständlich, unterscheiden sich die Thierformen derselben nicht allzusehr von jenen des Fest-

[1]) Louis Fraser, Zoologia typica London 1842.

[2]) Waterhouse, of some new species of mamalia from Fernando Po (Proceed Zoolog. Society London 1838 und a. a. O.

landes. Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass wohl die meisten der auf Fernando Póo einheimischen Thiere auch im benachbarten Kamerungebiete vorkommen, keineswegs aber umgekehrt. Sowohl Flora, als Fauna bezeichnen also Fernando Póo als festländische Insel sehr jugendlichen Alters. Jedenfalls muss Fernando Póo weit länger mit dem Continente im Zusammenhange gestanden haben, als die übrigen Guinea-Inseln, die einen selbstständigen Charakter aufweisen. — In früheren Erdperioden, als Fernando Póo noch eine Halbinsel Afrikas war, wiederholte sich im Guineameere jene an der Erdoberfläche so häufige Erscheinung, dass eine Kette vulkanischer Inseln an eine Halbinsel des Nachbarcontinentes sich anschliesst.

Der Mangel an Raubthieren und die immer noch grosse Ausdehnung unbewohnter Landstriche in Fernando Póo bietet besonders kleineren Säugethieren günstige Existenzbedingungen. Dieselben erfüllen denn auch in ziemlicher Menge die Wälder der Insel. Selbst zur Regenzeit, während welcher ich reiste, bemerkte man stets Säugethiere, und die Bube erlegen viele derselben.

Mehrere Affenarten (Colobus und Cercopithecus), darunter der schöne rothgeschwänzte Cercopithecus Erythrotis, beleben die Wälder und werden besonders im jüngeren Alter als Braten geschätzt. Fledermäuse schwirren zahlreich durch den nächtlichen Busch und auch der fliegende Hund schwebt unter den Wipfeln. Eichhörner (Genetta, Sciurus etc.) gibt es in unglaublicher Menge, darunter auch ein merkwürdiges Flugeichhorn, welches die obere Region des Pik bewohnt braunen Rücken und weissen Bauch besitzt und sich mit fallschirmartiger Flughaut von den Bäumen fallen lässt.

Stachelschweine (Hystrix) schiessen die Bube fast täglich, kochen ihr Fleisch und verwenden die Stacheln als Schmuck. Nächtlicherweile verlässt auch der merkwürdige Anomalurus ein Versteck.

Ein grossäugiges Thier, welches die Bube als spukhaft sehr fürchten und das bei Nacht ein widerliches Geschrei ausstösst, soll ein Gallego sein.

Zwei Antilopen, beide sehr kleiner Statur, kommen häufig auf Fernando Póo vor. Eine derselben, Antilope Ogilbyi, mit dunkelgrauem Rücken und weissem Bauche, wird von den Potoleuten Fritambo genannt.

In den Bächen trifft man manchmal Lutra Poensis, eine gelbbraune Fischotterart. Walfische sind an den Küsten häufig, besonders im Juli, August und September, wo sie kalben sollen.

Von den 60 Volgelarten, welche Hartlaub[1]) als auf Fernando Póo vorkommend anführt, sind 10 der Insel eigenthümlich. Sie mausern in der Regenzeit.

Raubvögel, darunter der allgemein verbreitete Gyphohierax angolensis, halten sich vorzüglich an den Küsten auf und werden kleineren Vögeln und Seethieren gefährlich. Der Uhu (Strix Poensis) schreit Nachts auf unheimliche Weise durch die öden Wälder.

Klettervögel, oft in herrlicher Farbenpracht, schlüpfen durch die Zweige, zahlreiche kleinere Vögel erinnern besonders in höheren Regionen durch munteres Gezwitscher oder schönen Gesang an die Heimat. Der Webervogel (Hyphantornis textor) baut meist an Oelpalmen sein beutelförmiges Nest. Der westafrikanische Papagei (Psyttacus erythacus), der bekannte Geselle mit dem grauen Rock und rothen Schwanzfedern, liebt es, sich in ungeheuren Mengen auf den kleinen, der Insel vorgelagerten Eilanden (Isla de Leven, de los Papageios etc.) aufzuhalten. Betritt ein Mensch dieselben, so ertönt ein mächtiges Geschrei und eine Wolke erschreckter Vögel erhebt sich in die Lüfte. Jeden Abend ziehen die Papageien in langen Zügen nach der Hauptinsel, wo sie auf hohen Bäumen ihr Nachtquartier suchen.

Mit dem Papagei kommt oft der Turaco vor, dessen weithin tönendes Geschrei man öfters erschallen hört. Besonders delicaten Braten liefern die grünen Tauben, die auf den Eilanden und an der Küste häufig sind.

---

[1]) Dr. G. Hartlaub: System der Ornithologie Westafrika's, Bremen 1857.

Eidechsen, darunter das grosse Leguan, sieht man öfters, doch sind Krokodile unbekannt. Besonders merkwürdig scheinen die Chameleons der Insel zu sein, deren drei derselben eigenthümlich sind. Pythonschlangen kommen zahlreich und in sehr grossen Exemplaren vor.

Auch Giftschlangen gefährlichster Art sind leider nicht selten, darunter die lichtgrüne Baumschlange, die bewegungslos, einem grünen Zweige gleichend, mit dem Kopfe nach abwärts hängt und auf ihre Beute lauert. Grossentheils zum Schutze gegen diese Schlangen tragen die Bube stets Hüte.

Die Lurchfauna ist wenig bekannt. In der See leben riesige Schildkröten, welche von August bis October ihre Eier im Sande des Ufers vergraben. Sie scharren dieselben oft 200 an der Zahl, bis je 1 m. tief in den Sand und wissen durch geschicktes Scharren den Jäger irre zu führen. Die Bube finden freilich oft genug ihre Eier, welche etwa die Grösse einer Billardkugel haben, eine lederartige Hülle und vortrefflichen Geschmack besitzen.

Die ausgekrochenen Jungen verlassen in langen Zügen. die Grube und fallen dann oft den Eingeborenen zur Beute

Das Meer um Fernando Póo ist sehr fischreich, auch in den Landgewässern gibt es eine wenig studirte Fischfauna. Neben sardinenartigen Clupeoiden, dem Hornhecht (Belo), Balistes- und Chironectesarten, sowie vielen geniessbaren Fischen kommen auch zahlreiche Haifische in der See bei der Insel vor.

Auch Crustaceen aller Art leben im Meere und am Strande, deren Studium der deutsche Naturforscher Buchholz[1]) 1875 zu Sta. Isabel mit so grossem Eifer betrieb. In einem rothbeinigen Landpagurus, der in den Schalen einer Bulimnusschnecke lebt und von den Bube gegessen wird, erkannte er das junge Thier einer häufigen Gecarcinus Landkrabbe. Auch niedere Kruster, Copepoden etc. unterzog Buchholz eingehender microskopischer Untersuchung.

---

[1]) Reinhold Buchholz, Reisen in Westafrika, Leipzig 1880.

Von den Insecten der Insel mögen wohl schon einzelne Sammlungen nach Europa gelangt sein. Im Allgemeinen sind sie jedoch wenig bekannt; die Schmetterlinge sollen in besonders prächtigen Arten vertreten sein, die ich leider in der Regenzeit nicht zu sehen bekam.

Die weissen Ameisen, welche am Congo so grossen, Schaden anrichten, findet man selten. Die schwarzen Ameisen die sogenannten Drivers sind jedoch häufig und werden ihrer Bissigkeit halber sehr gefürchtet.

Der Sandfloh (Jigger), jenes widerliche Insect, welches sich in die menschlichen Zehen einbohrt, ist sehr selten, bei den Bube unbekannt. An den Küsten gibt es viele Moskito, von welchen man in höheren Regionen verschont bleibt. Dort frappirt die ungeheure Menge wilder Bienen, die den Wanderer stets umschwärmen, aber nicht sehr empfindlich stechen. Nur bei Nacht verschwinden sie und machen herrlichen Leuchtkäfern Platz, die glühenden Funken gleich durch das finstere Laubwerk schweben.

Von den niederen Thieren, Mollusken, Landconchilien etc. ist nur sehr wenig, hauptsächlich das von Buchholz gesammelte Material bekannt. Eine von mir angelegte Schneckensammlung wird zu deren Kenntniss vielleicht etwas beitragen.

Aus diesen Betrachtungen kann man ersehen, dass unsere Kenntnis von den botanischen und zoologischen Verhältnissen Fernando Póos noch viele Mängel aufzuweisen hat. So vortrefflich die Beobachtungen Fraser's, Mann's und Buchholz's auch sind, so sind sie doch theilweise veraltet und erstrecken sich ausschliesslich auf die Umgebung von Sta. Isabel. Der Südhang des Pik und die ganze südliche Hälfte der Insel ist noch niemals naturhistorisch durchforscht worden. Mir selbst war es bei meinen vorzüglich topographischen Zwecken, bei der herrschenden Regenzeit und meiner von der Congoreise schon schadhaften Ausrüstung nicht möglich, eingehende naturhistorische Sammlungen anzulegen. Und doch wäre es für einen Naturforscher weder schwierig noch kostspielig, in Fernando Póo, überhaupt in den vulkanischen Guinealändern die eingehendsten wissenschaftlichen Beobachtungen anzu-

stellen. Eine eigene Mannschaft von 6 Schwarzen (am besten Waiboy, die an der liberianischen Küste engagirt werden) würde genügen.

In Fernando Póo wären die Missionshäuser zu Banni und San Carlos treffliche Sammelstationen, aber auch bei einem freundlichen Bubedorf (z. B. Ureka) wäre eine Hütte schnell errichtet, in der ein Naturforscher Monate lang ungestört arbeiten könnte.

Die Dampfer, welche in San Carlos und Sta. Isabel anlegen, die Boote, welche fortwährend die Küstenplätze der Insel besuchen, würden das Verschicken der Sammlungen, überhaupt den Verkehr mit Europa ausserordentlich erleichtern. Das Misstrauen der Bube würde im längeren friedlichen Verkehr bald schwinden.

Welch' schöne Resultate könnten durch ähnliche systematische, auf Kamerun, Fernando Póo, Principe, Sao. Thomé und Annobon [1]) ausgedehnte Studien der Ethnologie und den Naturwissenschaften geliefert werden! Ob man deshalb einen Forscher rathen sollte, sich den klimatischen Gefahren und Entbehrungen einer Aufgabe zu unterziehen, die freilich den Knallefect einer Afrikadurchquerung nie erreichen wird? Ich kann diese Frage nicht beantworten, und möchte nur die Hoffnung aussprechen, dass das rege Leben, welches im deutschen Schutzgebiete von Kamerun sich bemerkbar macht, auch der Erforschung der herrlichen Guinea-Inseln einige Früchte bringen möge.

[1]) Die Insel Annobon wurde noch niemals naturhistorisch untersucht. Zu erreichen ist sie mit dem spanischen Kriegsschiffe, welches alle fünf bis sechs Monate von Fernando Póo Proviant nach dieser Insel bringt. Die Passage würde einem gut empfohlenen Reisenden wohl gewährt werden Auf der Insel befindet sich ein einziges, sehr armes Dorf und eine katholische Mission. In der Mitte der Insel ist ein Süsswasser- (Krater) See, der einen unterirdischen Abfluss besitzt und zwischen vier Bergspitzen liegt. Die Insel hat schwer zugängliche Küsten, soll aber an Vögeln reich sein; in dem See sollen Süsswasserfische leben. Viele Schweine und treffliche Orange kommen auf Annobon vor, auch soll die Insel klimatisch sehr gesund sein.

V. CAPITEL.

Abstammung der Bube. — Vertheilung der Stämme. — Zahl der Bube. — Sprachliches. — Psychische Eigenschaften. — Conservativer Sinn. — Physische Eigenschaften. — Krankheiten. — Kleidung und Schmuck. — Narbenverzierung. — Wohnungen. — Jagd. — Fischerei. — Hausthiere. — Ackerbau. — Nur Culturpflanzen der alten Welt bekannt. — Bereitung der Speisen. — Rumgenuss. — Hausgeräthe.

Fernando Póo bietet nicht das einzige Beispiel einer Insel, die, dem Continente nahe vorgelagert, dennoch einen eigenartigen Menschenstamm als Einwohnerschaft besitzt, der tiefgehende Unterschiede von den nachbarlichen Festlandsvölkern aufweist.

Aehnlich wie die Aino der Insel Yeso von den Chinesen und Japanern, wie die West-Feuerländer von den Patagoniern in Sitten und Lebensweise, in Sprache und Körperbau abweichen so fällt auch der Gegensatz zwischen den Bube, den Ureinwohnern Fernando Póo's und den Dualla von Kamerun sofort ins Auge, obwohl nur eine schmale, übersehbare Meeresstrasse sie trennt.

Aehnliche Inselvölker sind gewiss geeignet, das Interesse des ethnologischen Forschers in hohem Grade zu fesseln. In ihrer insularen Abgeschlossenheit war es ihnen möglich, eine tiefere Culturstufe und uralte Lebensgewohnheiten und Sitten beizubehalten, die dem ewig wüthenden Kampfe ums Dasein am Festlande längst schon erlegen sind. Das Studium dieser Stämme, welches auf den Culturzustand der Urbevölkerungen der Continente Licht zu verbreiten geeignet ist, darf jedoch nicht nur wichtig, sondern auch äusserst dringlich genannt werden. Das Schicksal der Guanchen der Canarischen Inseln, der Karaïben Westindiens und der Eingebornen Tasmaniens

hat gelehrt, wie entsetzlich schnell jene Inselstämme dahinschwinden, sobald ihre Abgeschlossenheit gestört und die weisse Race in ihre heimatlichen Gebiete eingedrungen ist. Feuerländer, Aino und andere Inselvölker dieser Art bildeten auch schon öfters den Gegenstand wissenschaftlicher Forschung; die Bube allein, die doch einer Aufmerksamkeit nicht minder werth wären, verblieben völlig unbeachtet. Fast Alles, was man von denselben wusste, beruhte auf Erkundigungen, und die Thatsache ist unzweifelhaft, dass ich vierhundert Jahre nach Entdeckung der Insel und mehr als hundert Jahre, nachdem Fernando Póo den Namen einer spanischen Colonie erhielt, als erster Reisender zahlreiche Dörfer der Bube besuchen konnte, wo mein Erscheinen als Weisser grösseres Aufsehen erregte, als irgendwo am oberen Congo, tief im Innern Afrikas.

Woher die Bube stammen, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Peschel leitet dieselben in seiner »Völkerkunde« von den Mpongwe's von Gabun ab, und Soyaux[1]) behauptet, sie wären von diesem Stamme verjagt worden. Es ist mir nicht bekannt, woher diese beiden Gelehrten ihre Ansichten schöpfen, doch dürfte sich die letztere der Wahrheit am ehesten nähern. Mögen es nun die Mpongwe oder ein anderer Stamm gewesen sein, der die Bube aus ihren alten Wohnsitzen am Festlande von Gabun, Kamerun oder Batanga verdrängte, so hat die Annahme doch viel Wahrscheinliches, dass jenes unwiderstehliche Vorrücken der Inlandstämme nach der Küste, welches heute an den Fan ein so drastisches Beispiel besitzt, schon in ältesten Zeiten bestanden habe.

Und lange Zeitperioden müssen verflossen sein, seit die Bube Fernando Póo bewohnen, sonst könnten sie keinen so eigenartigen Charakter entwickelt haben, sonst müssten Stammes-Sagen deutlich auf die Urheimat hinweisen, was nach meinen eingehenden Erkundigungen und den langjährigen Erfahrungen der englischen Missionäre nicht der Fall ist.

---

[1]) Auf Fernando Po, von H. Soyaux. (»Aus allen Welttheilen«, 1877, pag. 195.)

Schon Burton[1]) erfuhr, dass die Bube behaupten, dem Krater des Pik entstiegen zu sein, und auch mir gegenüber sprachen sie stets die Ueberzeugung aus, dass Itschulla (Bube: die Insel, und als Heimatinsel der Bube Fernando Póo) stets der Wohnsitz ihres Volkes gewesen. Ueber den Entdecker Fernam do Póo ist wenig bekannt, trotz meiner Nachforschungen in Lissabon konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob er Eingeborne auf der Insel fand. Ich halte dies jedoch für fast zweifellos. Von der Waldbevölkerung São Thomés und Principes, den sogenannten Angolares, weiss man genau, dass sie Abkömmlinge von Angola-Sclaven sind, die bald nach der Entdeckung in das Innere der Insel sich flüchteten. Auch nach dem Süden Fernando Póo's kamen solche Flüchtlinge aus Principe; dieselben werden schon 1780 als anwesend genannt und haben sich seither völlig bubesiert. Die Bube selbst unterscheiden jedoch heute noch zwischen den »Potugi« (Portugiesen), die als Nachkommen dieser Flüchtlinge die Districte Uréka, Arihá etc. bewohnen und den unverfälschten Bube, obwohl im Aeussern und der Lebensweise kaum der geringste Unterschied mehr nachweisbar ist. Ausser diesen mögen immerhin durch versprengte Canoes und einzelne Einwanderer einige fremde Elemente sich den reinen Bube beigemischt haben, die jedoch spurlos in denselben aufgegangen sind.

Die Bube gehören offenbar der Bantu-Familie an und bilden einen der nördlichsten Vorposten derselben gegen die reinen Neger, die bereits in Kalabar vertreten sind. Schon das Aeussere der Bube lässt in denselben Bantu vermuthen, doch liegt in dieser Hinsicht noch kein positives, auf Messung beruhendes anthropologisches Material vor. Desto klarer charakterisirt sich die Sprache als dem Bantu-Stamme angehörig.

Ueber den Namen unseres Volkes findet man verschiedene Angaben. Einige erklären, dass »Adija« das Richtige sei, was

---

[1]) Avisit to Fernando Po Peak, by Richard F. Burton (»Alpine Journal«, vol. VI, 1874, pag. 1—19.)

nach Bastian[1]) »Dortbewohner« heisst. Ich muss gestehen, dass ich nie von einem ähnlichen Namen erfahren konnte. Durch den Namen »Bube«[2]) unterscheiden die Eingebornen sowohl, als Fremde allgemein die Ureinwohner von den »Poto«, den späteren Ansiedlern. Der erste, welcher den Namen Adija (Adjya) nennt, ist Dr. Thomson[3]), doch schon Baikie[4]) erklärt diesen Namen nie gehört zu haben. Im gewöhnlichen Gebrauche dient »Bube« als Vocativform und bedeutet etwa »He Mann!« oder »He Freund!« kann also nicht geradezu als freundschaftliche Begrüssung betrachtet werden, wie Lieutenant Sorela[5]) angibt. Wenn derselbe Verfasser, der unseren Stamm übrigens kaum näher als vom Hörensagen kennt, behauptet, man könne den Namen Bube unmöglich acceptiren, da er selbst (Lieutenant Sorela) mit »Bube« angerufen worden sei, so ist darin ebensowenig etwas Auffallendes, wie wenn ein deutscher Bauer einen Fremden mit »He Landsmann« anriefe, auch wenn dessen Wiege am Manzanares gestanden.

Trotz der dialectischen Differenzen der Sprache verschiedener Districte betrachten sich die Bube doch als ein Volk. Man spricht zwar von einer Gliederung in zwei grosse Stämme, den Mbuau und Mbariawatta, die über die Insel

---

[1]) Ein Besuch in San Salvador, Bremen, 1859, pag. 317.

[2]) Man schreibt meist Bubi (englisch Boobi), doch hörte ich stets deutlich Bube.

[3]) Dr. Thomson, II. Band des »Narrative of the Niger expedition, London, 1841.

[4]) W. B. Baikie, Narrative of an exploring voyage up the rivers Quera ard Birue, London 1856, pag. 329 ff.

[5]) Sorela, Les possessions Espagnoles du Golfe de Guinée. Paris 1884. An dieser Stelle möge bemerkt werden, dass die Karte, welche dem Büchlein Sorela's beigegeben ist, nichts anderes ist als eine photographische Reduction der Pellon'schen Manuscriptkarte von Fernando Póo, welche ich in Madrid gesehen habe. So mangelhaft und primitiv auch Pellon's Karte ist, so hat Lieutenant Sorela es doch nicht verschmäht, sich dieselbe anzueignen und ohne Quellenangabe mit Weglassung des Gradnetzes und schlecht orientirt in seinem Buche zu reproduciren. Bezeichnend ist, dass selbst der Massstab der Originalkarte unverändert wiedergegeben wurde, obwohl er zu der Reduction im Buche Sorela's gar nicht passt.

sporadisch vertheilt sind, ihren Ursprung aus alten Zeiten herleiten, und stets in Zwist leben sollen. Doch scheint die Existenz derselben mehr ein historisches Moment zu bilden, ähnlich wie man zum Beispiel von den Engländern weiss, dass sie aus Normannen und Sachsen hervorgegangen sind und dennoch nur von einem Volke spricht, möge das Vorherrschen des einen oder des anderen Elementes in gewissen Districten auch noch nachweisbar sein.

Der reinste Menschenschlag und die ältesten Bubesitze sollen in der Umgebung der Baien von San Carlos und de la Concepcion gelegen sein. Von dort verbreiteten sie sich erst über den Westen der Insel, und von den dort gegründeten Dörfern wanderten Familien über den Loïta-Pass nach der Ostküste, wo sie Dörfer gründeten, welche mit ihren Mutterdörfern gleiche Namen tragen. So gibt es im Osten und Westen ein Basipú, Basacato, Boloco etc. Erst ganz zuletzt sollen Bococo und Batete im Südwesten und die Umgebung Sta. Isabels besiedelt worden sein. Ob die ersten angolenser Sclaven, die wohl seit Jahrhunderten bis zur jüngsten Zeit, wo die Sclaverei in Principe aufgelassen wurde, einen schwachen, aber stetigen Einwanderer-Zufluss nach dem Südosten bildeten[1]), schon Bube in jenem Theile der Insel vorfanden, ist zweifelhaft. Jedenfalls hat jedoch eine innige Vermischung stattgefunden, so dass heute nur die Ueberlieferung, jedoch keinerlei äusseres Merkmal auf die Existenz dieses von den Bube verschiedenen Elementes hinweist.

Der Obertheil des Pik und der Cordillera, sowie ein weiter District in der Südwestecke der Insel ist unbewohnt, und nur selten betritt der Fuss eines Bubejägers diese Gebiete. Ob dieselben stets eine unbewohnte Wildniss gewesen? Ein zwei Meter hoher massiver Ringwall aus Steinen, den ich im Urwalde des Amesuwathales fand, scheint das Gegentheil anzudeuten. Was die Zahl der Bube anbelangt, so schwanken die Angaben darüber zwischen 3000 und 30.000.

---

[1]) Don José Varela führt sie schon 1780 als zahlreich vorhanden an.

Nach meiner Ansicht dürfte die richtige Zahl zwischen 20- und 25.000 liegen.

Alle Bube sprechen eine, dem Bantustamme angehörige Sprache, die jedoch in Dialecte zerfällt, welche von einander recht bedeutend, aber nie derart abweichen, dass eine Verständigung unmöglich wäre. Dagegen erscheint sie von den Sprachen der Festlandstämme, z. B. der Dualla, völlig verschieden, wenn sie auch, als dem gleichen Stamme angehörig, Anklänge an dieselben aufweist. Im Gegensatze zu den weichen, biegsamen Lauten des Kikongo, an welche ich gewöhnt war, fielen mir bei der Bubesprache gewisse Härten auf, welche, verbunden mit den charakteristischen, scharf abgehackten Endsilben einen eigenartigen, doch nicht unangenehmen Eindruck hervorbringen. Das Zahlensystem ist fünfstellig, in einem Falle auffallenderweise sogar sechsstellig, doch sind die Bube recht schwache Mathematiker und über 20 zählen fällt ihnen schon schwer.

Im Gegensatze zu vielen Bantustämmen sprechen die Bube meist langsam, mit breiter, deutlicher Betonung jeder Silbe. Ihre Sprache ist noch wenig studiert; ich veröffentliche a. a. O. ein kleines Wörterverzeichniss, ausserdem hat der Missionär Parr[1]) ein kleines Lexikon ausgearbeitet und Padre Martinez ein solches handschriftlich angelegt. Die Copie dieser in Madrid befindlichen Handschrift ist von mir übersetzt und publicirt worden.[2]) Die Bube scheinen Sprachtalent zu besitzen, wenigstens eignen sie sich überraschend schnell ein englisches Kauderwälsch an.

Wenn ich von den psychischen Eigenschaften der Bube sprechen soll, so kann dies nur mit einer gewissen Selbst-

---

[1]) Parr. Bubina English Dictionary with notes on grammar. (George's bay district), George's bay, Fernando Po 1881. 40 p.

[2]) O. Baumann, Beiträge zur Kenntniss der Bubesprache auf Fernando Póo. (Zeitschrift für afrikanische Sprachen, Berlin 1888, pag. 138—155.) Auch in dem kleinen Aufsatze von Don José Maria Gomez y San Juan, die Insel Fernando Poó (Ausland 1884 pag. 835), sowie von D. Jeronimo M. Useray Alacron, Memoria de la isla de Fernando Póo Madrid 1848, sind kurze Bube-Vocabularien veröffentlicht worden.

verleugnung meinerseits geschehen. Ausser manchen angenehmen, haben die Bube mir auch recht bittere Stunden bereitet, mich mit Speeren angegriffen, obdachlos und hungerig mich den Wolkenbrüchen der Regenzeit preisgegeben und mit tückischem Sinne auf verschlungene Waldpfade geleitet, so dass ich mehrmals in der Wildniss mich verirrte. Trotzdem kann ich den alten Seefahrern nicht beistimmen, welche die Bube als schrecklich bösartige Wilde schildern. Ihre Sitten erschienen ihnen roh und wild, ihre Scheu hielten sie für Bosheit. Wer sich jedoch die Mühe gibt, auch nur einige Zeit mit den Bube zu verkehren, wird sich überzeugen, dass diese Ansichten doch der Begründung entbehren. Die Bube sind eben ein Naturvolk im vollen Sinne des Wortes. In den endlosen Tropenwäldern und finsteren Bergschluchten, in den hochhalmigen Grasfeldern ihrer Heimat, da ist der Bube wahres Element. Während den Dualla in Kamerun ihre Hauptbeschäftigung, der Handel, ein lebhaftes, oft selbst aufdringliches Wesen verleiht, scheint das permanente Waldleben auf den Bube einen gegentheiligen Einfluss geübt zu haben. Heftige Gemüthsausbrüche, wie man sie in Kamerun beobachtet, kommen bei Bube fast nicht vor: ohne trübselig zu sein, hat ihnen ihre Lebensweise doch einen Hang zu stiller Nachdenklichkeit gegeben, wie man ihn bei uns oft an Jägern, Köhlern und ähnlichen ein einsames Waldleben gewohnten Leuten beobachtet. Der Bube ist mit allen Fasern seines Herzens mit seiner schönen Heimat, mit seiner primitiven, sorglosen Lebensweise verwachsen. In dieser Eigenschaft basirt sein Hauptcharakterzug: streng conservativer Sinn. Man hat öfters versucht, Bube zu bekleiden, aber meist mit dem Resultate, sie schon nächsten Tags wieder ihrer alten, splitternackten Freiheit zustreben zu sehen.

Oft ist es sogar gelungen, Bubemänner als Arbeiter zu benützen. [1]) Einer soll ein sehr tüchtiger Seemann gewesen

---

[1]) Der einzige mir bekannte Bube, der jetzt bei einem Weissen arbeitet, ist Batei, ein trefflicher Matrose auf Mr. Grenfell's Dampfer »Peace« am oberen Congo.

sein, fuhr bereits mit Schoonern nach den Küstenplätzen, sprach fliessend englisch und benahm sich äusserst gesittet — um eines Tages seine sämmtlichen Ersparnisse zu verschleudern, die Kleider vom Leibe zu reissen und in den Busch zu entspringen, wo er heute noch lebt, seine Kinder tätowirt und sich in nichts von seinen Landsleuten unterscheidet. — Auch mit dem weiblichen Geschlechte machte man Versuche. Bubemädchen wurden in Sta. Isabel aufgezogen, sie trugen städtische Kleider und schnitten schon die höflichsten Grimassen, um plötzlich spurlos zu verschwinden und bald in einem Bubedorfe mit dem Lendenschürzlein als einziger Toilette aufzutauchen.

Fremde Neger schon betrachten die Bube mit Misstrauen und Mukarra, der Weisse, ist ihnen gar ein reiner Teufel. Oft ist es mir geschehen, dass ein Bubemann in das dichte Gebüsch seitwärts vom Wege sich versteckte, nur um mir nicht begegnen zu müssen.

Diese abergläubische Scheu ist auch der Grund der Abneigung gewesen, die man mir an mehreren Orten bezeigte. Sobald jedoch das Vertrauen der Bube gewonnen ist, zeigen sie sich wahrhaft freundlich und es lässt sich mit ihnen dann besser als mit vielen anderen Stämmen leben. Ihr harmlos-liebenswürdiger Charakter tritt dann offen zu Tage und wenn man von der Verlogenheit absieht, welche den Schwarzen schon einmal angeboren zu sein scheint, so lassen sich ihnen nicht viele schlechte Eigenschaften nachsagen.

Ueber das Physische der Bube liest man nicht viel Gutes, da den Autoren bisher ausschliesslich jene aus der Umgebung Sta. Isabels bekannt waren, die verkommen und keineswegs typisch sind.

Ich habe die Bube als einen hochgewachsenen, äusserst wohlgebauten Menschenschlag kennen gelernt. Die Hautfarbe ist kastanienbraun oder broncefarben, oft noch lichter, selten dunkler. Die Gesichtszüge sind regelmässig, die Nase nicht allzu platt, überhaupt der Negertypus kaum hervortretend. Besonders im Jünglingsalter ist der Gesichtsausdruck oft von

eigenartiger, gewinnender Sanftmuth, allerdings meist ohne den Stempel besonderer geistiger Stärke.

Gleichalterige Bube sehen sich auffallend ähnlich, selbst meine schwarzen Diener haben häufig Leute verwechselt oder für Brüder gehalten, die in keiner Weise verwandt waren. Die Muskelentwickelung ist eine vollendete, ein Bube, der in seiner geschmeidigen Nacktheit auf engem Waldpfade dahineilt, ist ein Bild der Kraft, Gelenkigkeit und Gesundheit. Die Brüste liegen bei den Männern oft auffallend tief, bei den Weibern sind sie, besonders im Vergleiche zu den Kamerunfrauen, wohlgeformt. Sie stehen weder in der Jugend spitz zizenförmig hervor, noch begegnet man bei reiferen Frauen häufig jenen scheusslichen Hautsäcken, die die alten Duallaweiber so abstossend machen. Ueberhaupt müssen die Bubefrauen als besonders hübsche Negerinnen bezeichnet werden, wenn auch bei Eintritt der Mannbarkeit der Hang zum Fettwerden bei ihnen häufig ist.

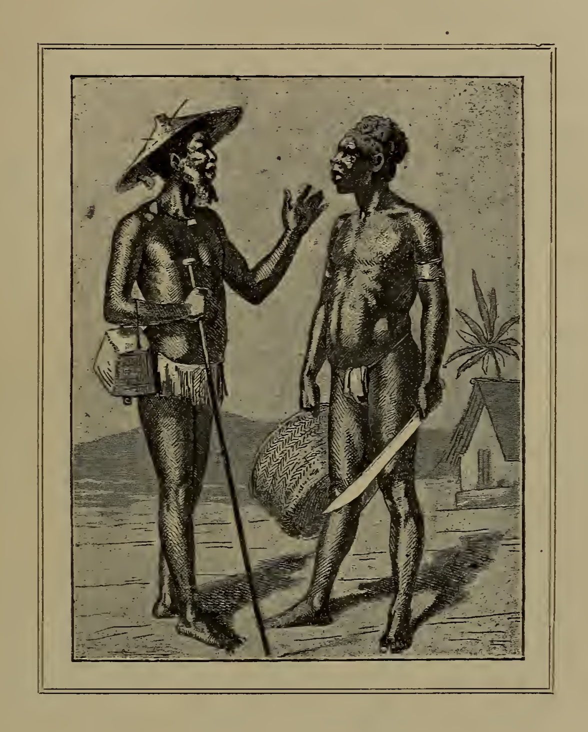
Die Bube haben relativ kurze, kräftige Beine, die im Alter von zahllosen Runzeln bedeckt sind. Dass Auge und Ohr bei ihnen äusserst scharf sind, hatte ich oft Gelegenheit zu beobachten. Ich hatte die Berichte vom «Adlerblick der Wilden etc.« schon längst nach meinen Erfahrungen am Congo zu den Ammenmärchen geworfen, die Bube machten mich wieder daran glauben.

Ihr Haarwuchs ist üppig, viele Männer tragen einen Kinnbart, den sie zu einem Knoten drehen. Partieller Albinismus, besonders an den Extremitäten, ist nicht selten, vom totalen Albinismus sah ich ein Beispiel in Busolla an einem circa achtjährigen Mädchen, das völlig weiss war, blonde Haare und blaue, lichtscheue Augen besass.

Von Krankheiten scheinen besonders Lungen- und Kehlkopfleiden verbreitet, auch Hautausschläge kommen vor, doch scheint die Syphilis bei den Bube noch keinen Eingang gefunden zu haben.

Wie alle Neger, so werden auch die Bube öfters vom Fieber befallen, gewisse Striche, wie die Küste an der Conceptionsbai, fürchten sie ihres ungesunden Klimas halber.

Die Bube gehen unbekleidet es sei denn, dass man es als Kleidung betrachten wolle, wenn sie eine Bastschnur um den Leib binden, an welcher vorne ein kaum handbreites Zeugschürzchen herabhängt. Oft wird dasselbe durch ein Affenfell ersetzt, manchmal — und das soll die ursprüng-



Bube-Typen.

(Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Frz. Zimerman.)

liche Form sein — eine halbe Kürbisflasche als Schambedeckung benützt.

Die Weiber tragen öfters vorne kleine Bastschürzen aus Fasern, wie man sie etwas grösser auch in Bangala am oberen Congo sieht, meist begnügen sie sich jedoch mit etwas Laub als Bekleidung, kommen also dem paradiesischen

Feigenblatt sehr nahe. Kinder bis 10 oder 12 Jahre gehen völlig nackt.

Das Anfertigen eingeborener Zeuge oder Matten ist den Bube unbekannt.

Ausser in der nächsten Umgebung Sta. Isabels ist es bei allen Bube Sitte, sich das Gesicht durch Schnitte zu verunstalten. Dieselben verlaufen radiär von der Nasenwurzel über die Wange und werden quer über die Stirne gezogen. Sie bilden flache Narben und werden im fünften oder sechsten Jahre durch den Zauberdoctor angebracht.

So sehr diese Sitte auch die hübschen Gesichter der Bube entstellt, so ziehe ich sie doch der Verzierung durch Narbenwülste weit vor, wie sie am oberen Congo gebräuchlich. Am übrigen Körper sind die Bube nicht tätowirt, die zierlichen blauen Hautverzierungen der Dualla sind ihnen unbekannt.

Das Haar wird entweder kurz getragen oder steil aufgekämmt, im Süden auch manchmal zu vielen kleinen Zöpfchen vereinigt. Früher war es Sitte, das Haar mit rother Farbe und Lehm zu verkleben, doch ist dies jetzt schon sehr aus der Mode. Dagegen spielt das Bemalen der Haut eine grosse Rolle.

Die rothe Farbe wird gewonnen, indem man das Laub eines glänzendblätterigen, dem Kaffeestrauche ähnelnden Tolabusches, (wohl einer Sophorea-Art) der zu diesem Zwecke besonders angebaut wird, mit Salz auf einer Steinplatte verreibt, wodurch ein rother Brei entsteht. Mit diesem bemalen die Frauen sich gegenseitig, sowie ihre Kinder und Gatten täglich abends am ganzen Körper, was als ausserordentlich gesund gilt.

Wer besonders elegant erscheinen will, der macht sich mit gelbem oder weissem Lehm einige Klekse auf die Brust und ins Gesicht.

Fast alle männlichen Bube tragen eine Kopfbedeckung, die ihr Haupt nie verlässt; oft ein buntes Tuch oder einen europäischen Filz, meist aber einen Strohhut oder eine Fellmütze mit der haarigen Seite nach aussen. Die Strohhüte

sind fest und dauerhaft geflochten und variiren sehr in der Form — oft sind sie spitz mit schmaler Krempe, oft breitrandig, bei Regen werden förmliche Runddächer am Kopfe getragen, während kleine Deckelchen mit kaum 20 cm Durchmesser und einem Bastschopfe in der Mitte einzig als Zierde dienen. Oft werden die Hüte durch eine Nadel aus Holz — in neuerer Zeit durch importirtes Eisen ersetzt — festgehalten.

Das Ohrläppchen wird zuweilen durchbohrt und trägt Holzcylinder von 1 bis 1½ cm Durchmesser. Der Hals ist mit mannigfaltigen Amuletten geziert. Oft sind es Halsbänder aus Schlangenwirbeln, Federn, Fellpäckchen, Zähne oder Antilopenhörner, oft nur Gras oder frisches, blättriges Schlinggewächs. [1])

Die Weiber tragen am Oberarm breite, einschneidende Bastbänder, beide Geschlechter jedoch ausnahmslos schmale, aus Gras zierlich geflochtene eng sitzende Bänder am Arme, in welchen bei Männern das Messer, bei Weibern die Thonpfeife steckt.

Ein gleiches Band ist meist auch unter dem rechten Knie. Hübsch geflochtene Armbänder aus Schnüren kleiner bunter Glasperlen sind beliebt. Kriegerisch verzierte Männer tragen buschige Armbänder aus grünem Grase.

Weitaus den originellsten Schmuck der Bube bilden die breiten Bänder aus Muschelsplitter, welche sie um Hals, Arme, um den Leib und um die Beine zu schlingen pflegen. Die Muschelsplitter sind kleine weisse, circa 1 mm dicke, an den Rändern unregelmässig kreisförmige Scheiben aus der Schale einer Achatina, welche in der Mitte ein kleines Loch besitzen. Sie werden an Schnüren gereiht und diese dann kunstvoll zu flachen Bändern geflochten.

Es ist eigenthümlich, dass ähnlicher Schmuck auch in Angola vorkommt, nur dort sorgfältiger angefertigt wird. Sollte dieser merkwürdige, an den anliegenden Küsten völlig unbekannte Gegenstand erst seit dem Auftreten der Angolares in Fernando Póo üblich sein?

---

[1]) Vergleiche das Titelbild.

Der Schmuck, welchen man heute in die Hand bekommt, charakterisirt sich meist schon durch sein abgetragenes, geglättetes Aussehen als sehr alt. Hutchinson[1]) und Navarro[2]) behaupten, er würde in Bilelepa erzeugt und auch mir wurde mitgetheilt, dass derselbe in sehr geringem Masse noch heute in Bao, unweit Bilelepa angefertigt würde. Diese Muschelsplitter sind das einzig Werthvolle, was die Bube besitzen und vertreten oft geradezu die Stelle des Geldes.

Die Wohnsitze der Bube lagen nach der Ueberlieferung früher am Meere; erst durch die portugiesischen Sclavenhändler wurden sie ins Innere gescheucht. Sicher ist, dass die ersten Spanier Ende des 18. Jahrhunderts keine Bubedörfer am Meere fanden. In neuerer Zeit scheinen die Niederlassungen bergab zu rücken, wenigstens sind die Plätze, wo Bananen, verwilderter Yams und Tarro auf alte Dorfstätten hinweisen nicht höher gelegen als die heutigen Dörfer.

Wie bei allen Bantustämmen, so ist auch bei den Bube das Leben nichts Anderes als ein Nomadisiren mit jahrzehntelangen Unterbrechungen. Wird an einem Orte der Ertrag der Felder schlecht, oder sind mehrere Personen nacheinander gestorben, so dass man gegründeten Verdacht hat, dass der Ort »verzaubert« sei, so wird an einen anderen Ort übersiedelt, wo eine flache Stelle, Oelpalmen und ein klarer Bach zur Ansiedlung laden.

Die Dörfer bestehen aus Complexen, die mehr oder weniger weit von einander getrennt sind. Aehnlich wie ein Dorf der Alpenländer mehrere Almen besitzt, so gehören zu jedem Bubedorfe ein oder mehrere Palmölplätze und Farmniederlassungen, die zu gewissen Jahreszeiten vorübergehend besiedelt werden.

Alle in der Tropenzone gelegenen Dörfer haben ihre »beach«, d. h. einen Küstenplatz, nach welchem sie ihr Palmöl abtragen, um es an die Potoneger zu verkaufen. Die

---

[1]) Hutchinson. Impressions of Western Afrika. London 1858.

[2]) Navarro D. Joaquin. Apuntes sobre el estado de la costa de Africa, Madrid 1859.

Dorfcomplexe sind meist mit Zäunen aus Stangen umgeben, die oft neu zu grünen beginnen.

Von den Gebäuden lassen sich Versammlungs- und Wohnhäuser unterscheiden. Alle Bubehütten haben rechteckigen Grundriss. Die Versammlungshütten der Familien, welche je einen Complex bewohnen, liegen meist am Dorfplatze. Die Wände sind aus eingerammten Holzscheiten oder senkrechten Brettern, welche den Durchgang der Luft in keiner Weise verhindern. Dadurch unterscheiden sich die Hütten der Bube auffallend von jenen der Festlandstämme oder der Congo-Völker, welche die Wände aus Blattrippen und Wedeln der Raphia-Palme flechten. Das Dach ist steil mit dachziegelartig geordneten Bananenblättern gedeckt. Die Schwelle bildet ein Baumstamm. Eine oder mehrere Thüren führen an der Breitseite ins Innere, sind aber so nieder, dass man nur tiefgebückt eintreten kann. Breite Bretter dienen schieberartig als Verschluss. Um die Hütte ist ein tiefer Graben zum Abfluss des Wassers gezogen.

In diesen Hütten pflegen die Familien sich unter Tags aufzuhalten; sie sind meist mit dichtem Qualme erfüllt, der der Feuerstelle in der Mitte entsteigt, wo jahraus jahrein mächtige Stämme glimmend unterhalten werden. Kleine, runde oder würfelige Klötze dienen als Sitze. An der Rückwand ist ein niederer Verschlag von Brettern angebracht, der als primitive Schatzkammer dient. Vor demselben thront, mit ernster Würde sein Pfeifchen schmauchend, der pater familias. Dieser Platz gebührt ihm allein, kein anderer darf sich dahin setzen.

An den Mittelpfeilern des Hauses und den Dachstreben hängen Körbe, Kalebassen, Speere, Gewehre und anderes Geräth, aber auch Zauberkram, Thierschädel, Schlangenhäute, Baumwurzeln, Affenschwänze, Schildkrötenschalen im bunten Wirrwarr, Alles vom schwarzen Russe glänzend oder bedeckt mit dickem Staube.

Die Wohnhäuser sind in ähnlicher Weise erbaut, nur sind deren Dächer minder steil und ein einziger Eingang ist an der schmalen Seite angebracht. Das Innere ist in eine vor-

dere und hintere Hälfte durch eine Zwischenwand getheilt. Die eine dient als Küche und Wohnung, die andere enhält kleine Verschläge, in welchen die Betten der Familienmitglieder — einfache Bretter oder Pritschen aus den Blattrippen der Raphiapalme — angebracht sind.

Die Bubehäuser bieten gegen Regen vollständigen Schutz und können, den Verhältnissen entsprechend, recht wohnlich



Häusercomplex des Bubedorfes Wagoridju.

Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Ludw. Hans Fischer.

genannt werden. Natürlich entspricht unsere Beschreibung der beiden Hausformen nur dem Typus, von welchem im Einzelnen oft recht bedeutend abgewichen wird.

In höher gelegenen Dörfern sind alle Holzbestandtheile aus Baumfarrenstämmen, auch macht man dort der Kälte halber doppelte Wände, zwischen welchen ein freier Raum von circa 75 cm bleibt. Bei vielen Wohnhäusern fehlt die

Abtheilung, manche sind so klein, dass nur ein Knabe darin schlafen kann.

Bei jedem Bubedorf ist eine Cloake aus viereckig gelegten Baumstämmen, eine Institution, welche sonst den meisten Afrikanern entbehrlich scheint. An den Palmölplätzen bilden leicht gestützte Dächer die einzige Unterkunft.

Die Bubedörfer liegen selten knapp an den Pfaden, welche die einzelnen Orte verbinden.

Wie bei allen Naturvölkern, so ist auch bei den Bube der Nahrungstrieb vor Allem derjenige, welcher ihre intellectuellen Fähigkeiten zum Ausdruck bringt. In Bezug auf Jagd ist der Bube relativ sehr günstig daran. Der fast vollständige Mangel an Raubthieren (Pythonschlangen allein könnten als solche bezeichnet werden) sowie die immer noch ausgedehnten unbewohnten Walddistricte haben einen Reichthum an niederem Wild (Zwergantilopen, Affen, Stachelschweine, Eichkätzchen etc.) entwickelt, der dem eingeborenen Jäger sehr zu statten kommt Besonders in den südlichen Districten ist die Jagd eine Beschäftigung, welcher der Bube mit ebensoviel Eifer als Geschick obliegt. Wenn ein Bube seine weite, von den Factoreien gelieferte Jagdtasche umhängt und das lange Steinschlossgewehr ergreift, um in den Wald zu ziehen, so kann man fast sicher rechnen, dass er nicht ohne Beute heimkehrt. Das Fallen eines Schusses zeigt seinen Freunden das Erlegen einer Beute zweifellos an. Ausser auf diese Weise verstehen die Bube auch erfolgreich mit Schlingen und Fallen zu jagen. Der Bube ist unermüdlich auf seinen Jagdzügen. Mit Flinte und Tasche, mit Bergstock und Waldmesser durchstreift er tagelang die pfadlosen Wildnisse, oft bildet ein hohler Baum seine nächtliche Unterkunft, oft baut er sich an günstigen Stellen eine leichte, aber haltbare Waldhütte. Er vermag lange zu hungern, kein Dickicht ist seiner geschmeidigen nackten Gestalt undurchdringlich und mit Kraft und Leichtigkeit weiss er mit dem Waldmesser die hemmenden Zweige zu beseitigen. Oft glaubt man in völlig unbetretener Wildniss zu sein, da erblickt man eine alte, halb verwachsene

Jagdhütte, oder gekappte Zweige verrathen, dass ein Bube einst hier durchpassiert.

Etwa zwischen Jagd und Fischerei stehend kann man die Ausbeutung der Seeschildkröten und ihrer Eier betrachten. Die Fischerei selbst ist nur bei gewissen Dörfern, hauptsächlich an der Ostküste üblich.

Die Boote der Bube sind einbäumige, vorne spitze und hinten stumpfe Canoes, in welchen einige Querbretter mit der Kante nach aufwärts angebracht sind. Die Ruder sind spitz und gleichen jenen der Dualla von Kamerun. Am Bug des Canoes ist meist ein Schilf als Verzierung oder primitives Segel angebracht.[1]) Das Rudern geschieht sitzend. In diesen Fahrzeugen wagen sich die Bube, welche notorisch des Schwimmens nicht mächtig sind, oft weit hinaus in die See und fischen mit Netzen. Auch Ankerbojen mit Netzen werden öfter von ihnen angelegt.

Ausser diesen kennen die Bube noch unzählige Arten der »niederen« Jagd und Fischerei. In den reissenden Bergbächen legen sie Körbe mit der Oeffnung stromaufwärts und fangen darin kleine Fische, sie stellen den Krebsen nach, suchen am Strande geniessbare Conchilien und Krabben, beuten den Honig der Waldbienen aus u. s. f.

Die Hausthiere sind Hunde, Katzen, Ziegen, Schafe und Hühner. Hausschweine leben nur verwildert im Busch, von Rindern, welche die Spanier einführten, ist nichts mehr übrig geblieben. Dieselben sollen in den Graszonen ebenfalls völlig verwildert sein und wurden von den Bube ausgerottet, doch sieht man heute noch manchmal ihre Häute und ältere Männer erinnern sich an ihr Vorkommen. Der Hund gehört der gewöhnlichen, westcentralafrikanischen Varietät an. Er hat glatte, kurze Haare, windhundähnlichen Habitus, spitze Schnauze und aufrechte Ohren, die Farbe ist meist gelbbraun mit weissen Flecken, in Fernando Póo auffallend häufig schwarz. Dieser Hund pflegt auf jämmerliche Art zu heulen, soll aber zur

---

[1]) Siehe die Abbildung pag. 38.

Jagd sehr verwendbar sein und wird von den Bube gut behandelt. Katzen sieht man ziemlich viele, sie gleichen den unsrigen aufs Haar und werden von den Bube Pusi genannt. Die Schafe sind kurzhaarig und langbeinig, die Ziegen untersetzt, kurzbeinig mit kurzen Hörnern, beide meist schwarz und weiss geblässt. Von Schafen und Ziegen sieht man grosse Mengen in der Graszone, besonders im Riabbakessel. Die Milch derselben wird nicht verwendet. Die Hühner, der kleinen afrikanischen Varietät angehörig, sind in Sta. Isabel so selten, dass man sie selbst für theueres Geld nicht bekommen kann, während sie in den südlichen Distrikten reichlich zu haben sind. Sie nächtigen auf Bäumen im Dorfe und sind so scheu, dass man sie mit dem Gewehre erlegen muss.

Eine verhältnissmässig hohe Stufe hat der Ackerbau bei den Bube erreicht. Ausser der Oelpalme (Elaeis Guineensis) ist der Yams (Dioscorea alata) und der Taro, in Afrika meist Koko genannt (Colocasia esculenta) ihre Hauptnahrungspflanze. In zweiter Linie steht die Banane (Musa sapientum und Ensete); unbekannt sind Grundnüsse, süsse Kartoffel, merkwürdiger Weise auch der Maniok. Wenn man bedenkt, welch' ungeheure Verbreitung der aus Amerika stammende Maniok in Centralafrika erlangt hat, ja wie er die meisten anderen Culturgewächse verdrängt und die Hauptnahrung zahlreicher Stämme bildet, so ist es gewiss höchst auffallend, dass den Bube der Maniok unbekannt geblieben. Obwohl Fernando Póo mehrmals in directer Verbindung mit Cuba stand, obwohl in Kamerun viel Maniok gebaut wird, ja die Potoneger auf der Insel selbst Anlagen dieser Pflanze besitzen, haben die Bube doch an den älteren Nahrungspflanzen der tropischen alten Welt, Yams, Koko und Banane, ausschliesslich festgehalten.

In Bezug auf den Ackerbau repräsentirt der Bube also den Typus des Afrikaners vor der Entdeckung Amerikas mit erstaunlicher Reinheit. Man darf deshalb nicht glauben, dass derselbe eine allzu niedere Stufe einnehme. Die Felder der Bube, besonders in den Grasdistricten der San Carlos-Bai müssen sogar wohlgepflegt genannt werden. Ueber die

fleischige Pflanze des Koko mit ihren breiten pfeilförmigen Blättern sind niedere aus leichten Stäben und Bast hergestellte Lauben angebracht, an welchen der Yams sich hinanrankt.

Die Felder sind durch Raine und Zäune abgegrenzt, welch' letztere an den Pfaden mit kleinen Leitern überstiegen werden. Niedere Schutzdächer dienen als Scheuern für die gewonnene Feldfrucht und als Unterkunft der Arbeiter. So indolent die Bube sich in mancher Beziehung zeigen, so viele Sorgfalt verlegen sie andererseits auf die Pflege ihrer Felder, und arbeiten in denselben mehr als die meisten anderen Bantustämme. Männer und Weiber betheiligen sich an der Feldarbeit, oft sind die Dörfer tagsüber ganz ausgestorben, wenn die Ernte oder andere Umstände grössere Arbeitskräfte erfordern. Die Yamsknollen des Cordilleradistrictes sind äusserst wohlschmeckend, jene der Ostküste grösser aber minder gut. Der Fernando Póo-Yams erfreut sich allgemeiner Beliebtheit bei den Kaufleuten der Küste; die Potoneger kaufen denselben den Bube ab und verführen ihn auf Kuttern nach Calabar, Kamerun und anderen Küstenplätzen, wo er reissenden Absatz findet.

Die Oelpalme kommt in der tropischen Waldzone der Insel in unglaublichen Mengen vor, wie ich sie weder am oberen Congo, noch in einem anderen Gebiete auch nur annähernd gesehen. Sie dient zur Gewinnung des Palmöls, welches die Bube grossentheils den Factoreien liefern und des Palmweins. Letzterer wird derart gewonnen, dass man unterhalb des Ansatzes der Blätterkrone ein viereckiges Loch in den Baum stemmt. An demselben wird die Mündung einer Kürbisflasche befestigt, ein gerolltes Bananenblatt dient zur Leitung und jeden Morgen und Abend füllt sich die Kalebasse mit milchig weissen, leicht geistigen, angenehm erfrischenden Topé, wie man den Palmwein bei den Bube nennt. Zum Erklettern der Palme dient ein starkes Band aus Bast, welches der Mann um den Baum und um seinen Leib schlingt und durch einen kunstvollen Knoten schliesst. Die Ansatzstellen alter Wedel dienen als Treppen und die

Schlinge immer höher hinanschnellend erklettert der Bube die Palme.

Zuckerrohr wird selten angebaut, von Früchten sieht man manchmal Orangen auch im Inneren der Insel. Die



Bube, eine Oelpalme erkletternd.

(Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Franz Zimerman.)

Cocospalme hat geringe Bedeutung für die Bube, da sie nur vereinzelt an der Küste auftritt. Der afrikanische Pfeffer gedeiht in allen Dörfern, ebenso ist Sterculia acuminata, die Kolanuss, öfters anzutreffen und wird mit Vorliebe gekaut.

Die Bube sind leidenschaftliche Raucher, bauen aber keinen Tabak, sondern erhalten ihn ausschliesslich von den Händlern. Besonders die Weiber lieben das Rauchen sehr, sie verwahren die Pfeife meist am Armband.

Die culinarischen Leistungen der Bube sind in Anbetracht der Verhältnisse gar nicht zu verachten. Die Reinlichkeit ist freilich etwas bedenklich, nur zu oft geschieht es, dass ein Mann sich die schlammigen Füsse in einem Topfe wäscht, um gleich darauf seinen Yams darin zu kochen. Mit dem Salze wird sehr gespart, da es ein kostbarer ausschliesslich von den Factoreien importirter Artikel ist. Der Yams, welcher an Güte des Geschmackes der europäischen Kartoffel gleichkommt, wird in Stücke zerschnitten, gekocht und aus Körben gegessen. Sehr beliebt ist Yams-Fufu, wobei die gekochten Knollen mit einem Holzstücke zu einem Teig geschlagen werden. Fleisch wird meist als Palmoilchop zubereitet, d. h. erst leicht gekocht, dann mit dem den frischen Palmnüssen ausgequetschten Safte gebraten. Am Congo heisst man diese stark gepfefferte Speise Muamba; wer sie kennt, der weiss, dass es ein vortreffliches Gericht ist. Die Kokoknolle muss sehr lange gekocht werden, um schmackhaft zu werden; sie bekommt dann im Bruche ein röthliches Aussehen. Die Blätter derselben werden von den Bube als Gemüse gekocht. Bananen werden grün in der Asche geröstet, gereift aber auch oft gebraten. Erwähnt soll auch ein merkwürdiges Fischhaché werden, dass ich in Eori kennen lernte. Kleine Süsswasserfische werden zerstampft und zu einem schmutzig grauen Klumpen geknetet. Derselbe wird dicht in Bananenblätter eingeschlagen und über dem Herdfeuer geräuchert. Für Vorurtheilsfreie schmeckt dies ganz pikant.

Da nun einmal vom Essen und Trinken die Rede ist, so möge auch hier der leidigen Branntweinfrage gedacht werden. Die Bube trinken nämlich sehr gerne Rum. Gin verschmähen sie vollständig, aber ausser Tabak und Salz gehört Rum zu den gesuchtesten europäischen Artikeln für sie. Wie bekannt, hat sich in Europa ein heftiges Geschrei

gegen die Vergiftung der Neger durch Alkohol erhoben. Wenn dasselbe schon für die meisten Stämme Westafrikas der Berechtigung fast vollständig entbehrt und in die Categorie verwiesen worden muss, die man mit dem nicht sehr schönen aber treffenden Ausdrucke »Humanitätsduselei« bezeichnet, so ist es den Bube gegenüber wohl mehr als zwecklos. Es mag ja vorkommen, dass ein Bube, wenn er sein Palmöl verkauft hat, sich ein- oder zweimal im Jahre mit Rum ein Räuschlein antrinkt. Deshalb aber gleich von Alkohol-Vergiftung zu sprechen, wäre mindestens lächerlich. Ich bin überzeugt, dass mancher jener Herren, die in Wort und Schrift so heftig gegen den Alkoholismus der Neger zetern, in ihren Studentenjahren allein mehr geistige Getränke genossen haben, als zehn Bube während ihres ganzen Lebens.[1]) Der Handelsrum, welcher, wie ich mich öfters überzeugt, zwar recht verwässert, aber keineswegs abstossend schlecht schmeckt, ist den Bube gewöhnlich nur eine Delicatesse, welche mit Andacht schluckweise genossen wird. Wenn ein Arbeiter bei uns einen Schluck Branntwein, oder ein Glas Bier geniesst, um sich zu stärken, so findet das Jeder in der Ordnung, der Bube jedoch, welcher splitternackt tagelang in feuchten Bergwäldern umherklettern muss, soll beileibe nichts als Wasser trinken!

Einfach, wie das ganze Leben der Bube, sind auch ihre Geräthschaften. Die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens aus dem vorhandenen Raseneisenstein, welche allen Stämmen des Festlandes bekannt, ist den Bube völlig fremd. Sie sind denn auch die einzigen Centralafrikaner, welche in historisch nachweisbarer Zeit Steinwerkzeuge benützten.[2]) Bei der fortwährenden Verlegung der Dörfer gingen dieselben freilich verloren und es war mir nicht möglich, ein Exemplar aufzutreiben. Doch erinnern sich alte Bube

---

[1]) Dr. Buchner gelangt in seiner vortrefflichen Schrift »Kamerun« zu ganz ähnlichen Resultaten in Bezug auf die Dualla.

[2]) In neuester Zeit deuten Artefacte die man bei Südmanyanga am Congo fand, auf das frühere bestehen einer Steinzeit bei den Bakongo hin.

und Potoleute noch an deren Gebrauch und Navarro[1]) berichtet, dass 1858 noch Steinbeile zu Bilelepa angefertigt wurden. Heute sind diese Gegenstände durch Messer, Kutlasse und Beile aus den Factoreien ersetzt, welche von den Bube meist andere Griffe bekommen. Ihre Töpfe sind klein und werden an der Sonne getrocknet, doch sind europäische eiserne Kessel meist im Gebrauche. Recht geschickt sind die Bube im Korbflechten. Bei den gewöhnlichen Tragkörben zeigt sich die Eigenthümlichkeit, dass dieselben vom Rande nach abwärts geflochten werden. Dadurch entsteht ein cylindrisches Geflecht, dessen unterer Rand derart gegen das Centrum gebogen wird, dass die Falten gegen die Mitte des Korbbodens radial zusammenlaufen. Dort werden dieselben mit einem regelmässigen Bastknoten verbunden. Weit besser sind die Oelkörbe mit flachem Boden gefertigt, sie sind so solid, dass das flüssige Palmöl darin zu Markte getragen werden kann.

Von den Waffen und Musikinstrumenten der Bube wird bei Behandlung der betreffenden Volkssitten die Rede sein.

---

[1]) Apuntes sobre et estado de costa occidental de Africa por Don Joaquin Navarro, Madrid 1859.

VI. CAPITEL.

Inneres Leben der Bube. — Geburt eines Kindes. — Jugend. — Heirat. — Moralität. — Tod. — Begrüssung. — Musikinstrumente. — Gesang. — Tanz. — Gastmähler. — Sclaverei. — Häuptlinge. — Moka von Riabba als oberster König der Bube. — Centralisation. — Unkenntnis der spanischen Regierung. — Kriege der Bube. — Stöcke und Waffen. — Einführung des Volksgerichtes durch Moka. — Gottesurtheil. — Strafgelder. — Diebstahl. — Geisterglaube. — Zauberdoctoren. — Amulette und Dschudschu. — Erkenntniss eines obersten Gottes.

So lange ein Forscher sich mit den rein äusserlichen Eigenschaften eines Volkes beschäftigt, ist seine Aufgabe verhältnissmässig leicht, denn directe Beobachtungen können seinen Studien zu Grunde liegen. Sowie er jedoch dem inneren Leben, den nationalen Sitten und Gebräuchen seine Aufmerksamkeit zulenkt, stellen sich ihm mächtige Schwierigkeiten entgegen. Jahrelanges, gründliches Studium, genaue Kenntniss der Sprache und Eigenheiten kann hier allein zur Vollständigkeit führen: der flüchtig Durchreisende erfährt so gut wie nichts. Selbst wenn man, wie es bei mir in Fernando Póo der Fall war, einem kleinen in sich abgeschlossenen Stamme durch mehrere Monate seine Aufmerksamkeit widmet, bleiben doch manche Seiten dem Blicke verhüllt und nur Erkundigungen durch den Dolmetsch bei möglichst vielen Personen können einige Klarheit verbreiten. Darum habe ich mich im Nachfolgenden bemüht, stets das Zweifelhafte von dem Sicherstehenden zu unterscheiden.

Die Geburt eines Kindes ist meist mit geringen Schmerzen für die Mutter verbunden und gibt keinen Anlass zu besonderen Ceremonien. Das Kind erhält nach seiner Geburt einen Namen, der jedoch mit Eintritt der Mannbar-

barkeit geändert wird. Ob diese Sitte einen religiösen Grund hat, ist fraglich, doch erscheint dies nach den Analogien der Nkimba bei den Bakongo, der Makuku in Kamerun und den Namensänderungen bei den Negerstämmen für wahrscheinlich. Die Beschneidung ist bei den Bube nicht üblich, dagegen wird die Narbenverzierung des Gesichtes schon in früher Jugend zwischen 3 und 5 Jahren von dem Zauberdoctor vollzogen. Die Bube lieben ihre Kinder sehr, nicht nur Mütter, sondern auch Väter zeigen sich oft zärtlich gegen dieselben; es sind aber auch reizende muntere Geschöpfe, welche leicht zutraulich werden und sich selbst mit dem gefürchteten Mukara, dem weissen Teufel, rasch befreunden. Von einer Erziehung in unserem Sinne ist natürlich keine Rede, die Kleinen lernen eben nicht mehr und nicht minder als ein richtiger Bube zum Leben braucht. Die tiefeingewurzelten Moralitätsbegriffe dieses Volkes gestatten es nicht, dass Kinder in den Häusern der Erwachsenen schlafen. Für jeden Knaben und jedes kleine Mädchen wird eine besondere niedrige Schlafhütte erbaut, die nur einem Kinde genügenden Raum zum Übernachten bietet. Auch wird der Knabe, der mit einem Mädchen spricht, geschlagen. Obwohl Knaben von 14 und 15 Jahren es den Männern in allen Fertigkeiten mindestens gleichthun, ist das Heiraten doch erst völlig Erwachsenen gestattet. Ein Bube kann so viele Weiber nehmen als ihm beliebt, oder vielmehr, als er erhalten kann. Der oberste König Moka hat 40 Weiber, mehrere andere Dorfchefs deren 30. Die Weiber werden dem Vater abgekauft, nicht selten finden jedoch auch Heiraten ohne Bezahlung der Braut statt. Geschwisterehen sind häufig, früher sollen selbst Eltern ihre Kinder geheiratet haben.

Der polnische Reisende Janikowski, [1]) der die Bube zwar persönlich kaum kennen gelernt, aber bei den Potoleuten zu Sta. Isabel Erkundigungen eingezogen, berichtet mannigfache Verlobungs und Hochzeitsgebräuche. Ob dieselben wirklich

---

[1]) L. Janikowski, L'ile de Fernando Póo (Bul. de la société de geographie, Paris 1886.)



Druck v Ed Hölzel's Kunst Anstalt in Wien.

WAFFEN UND GERÄTHE DER BUBE.

Holzspeer — Holzglocke (Ebbo) — Hut

Hüte — Tragkorb — Ölkorb

Fussband aus Muschel splitter (Geld) — Flöten u. Signal-Pfeifen — Armschelle

bestehen, ist mir unbekannt, ich erfuhr nur so viel, dass ein altes Weib bei der Hochzeit eine Rolle spielt und ein grosses Festmahl üblich sei. Hutchinson[1]), der einer Hochzeit beiwohnte, gibt an, dass die Braut 12 Monate in einer Hütte bleiben muss, dass die Trauung durch die Mutter des Bräutigams vollzogen werde und dass auf die Hochzeit ein grosser Tanz und Gesang durch Professions-Sängerinnen (Nepeés) folge. — Das eheliche Leben gestaltet sich insoferne zu einem relativ günstigen, als die Arbeiten fast gleich auf beide Geschlechter vertheilt sind.

Die Moralität der Bube ist ziemlich gross, Ehebruch ist sehr selten und wird strenge bestraft. Früher wurde dem überwiesenen Ehebrecher eine Hand abgeschlagen und der Stumpf in siedendes Palmöl getaucht. Jetzt pflegt man denselben an einen Baum zu binden, an welchem die bissigen schwarzen Ameisen, die sogenannten Drivers, zahlreich vorkommen. In der Umgebung von Sta. Isabel sind die Sitten wohl schon etwas gelockert, doch nur wenige, und ausschliesslich solche Bubemädchen, die dem Einflusse der Potoleute längere Zeit ausgesetzt waren, sinken bis zur Stufe der Käuflichkeit herab. Diese moralischen Eigenschaften der Bube sind um so auffallender, wenn man sie mit jenen der Potoneger oder der Dualla Kameruns vergleicht, wo die Moralität auf sehr geringes Mass beschränkt ist.

Es scheint, dass die Bube kein hohes Alter erreichen, wenigstens sieht man nur selten Greise; einzig im Dorfe Olobe Riabba sah ich ziemlich viele alte Personen.

Beim Tode eines Menschen werden Gewehre abgefeuert und Ziegen geschlachtet. Das Begräbniss findet meist im Walde statt, wo man manchmal auf Grabsteine stösst. Die Leiche wird mit ausgebreiteten Armen bestattet, nur im Districte Bilelepa sitzend und derart, dass der Kopf aus der Erde hervorragt. Mannigfache Gebräuche mögen dabei üblich sein, welche fast unbekannt sind. Von den Bube ist über

---

[1]) Thom. J. Hutchinson, Ten years wanderings among the Ethiopians London 1861, pag. 286 ff.

diesen Punkt nichts zu erfahren, die Potoleute sind freilich rasch mit Erzählungen fertig, die jedoch nichts weniger als verbürgt sind.

Die gewöhliche Begrüssung der Bube ist das Zwiegespräch: »Ipori! — Poto — Ke Soko? — Hatsi Soko, d. h.: Sei gegrüsst — Danke — Was gibts Neues? — Nichts Neues.« Dieser Dialog ist ein stehender, der unabänderlich zwischen Begegnenden sich abspielt. Möge sich was immer ereignen, der Bube wird stets auf die Frage Ke Soko? mit Hatsi Soko antworten.

Der sorglose, heitere Sinn der Bube offenbart sich in Vergnügungen mancherlei Art, in Musik, Gesang und Tanz. Die musikalischen Leistungen unseres Waldvolkes sind allerdings nicht sehr hervorragend oder erfreulich für das europäische Ohr. Die Trommel, sonst ein Gemeingut der Bantustämme, fehlt ihnen vollständig. Sie kennen weder die gewöhnliche Trommelform des Hohlraumes mit darüber gespanntem Felle, noch die hölzerne Schalltonne mit spaltförmiger Oeffnung, welche in Kamerun und am oberen Congo gebräuchlich ist. Dagegen wenden sie Lippenpfeifen verschiedener Art an. Eine derselben, ein primitives Clarinett, besitzt mehrere Töne, mittelst welcher die Bube sich auf weite Distanzen Signale geben können. Sie verständigen sich mit denselben allerdings anscheinend recht fliessend, doch glaube ich, dass man es hier nur mit Signalen, nicht aber mit einer förmlichen Tonsprache, ähnlich der Trommelsprache der Dualla zu thun hat.

Eine andere Pfeifenform ist flötenartig, eine dritte besteht aus einer kleinen Kalebasse mit durchlöchertem Boden und wird zum Hervorbringen weithinschallender Pfiffe verwendet. Ein sehr einfaches Musikinstrument ist die Maultrommel der Bube. Dieselbe besteht aus einem gebogenen Stocke, welcher eine Bastsehne besitzt. Das eine Ende wird gegen den Mund gestemmt; die Rechte schlägt mit einem Stäbchen an die Saite, während die Linke einen Messerstiel daran drückt. Durch Verschieben des Messerstiels und mehr oder weniger Oeffnen des Mundes werden einige Tön ehervor-

gebracht.. Primitive Holzklappern werden manchmal am Arme getragen. Eine grosse Rolle bei den Vergnügungen der Bube spielt der Holzgong Elibó, der mit beiden Händen anzufassen ist. Der Holzgong ist aus einem Stücke geschnitzt und aussen oft mit originellen Zeichnungen verziert. In Vollmondnächten setzen sich zwei Reihen Männer gegen-



Maultrommel spielender Bube.

(Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Franz Zimerman.)

über und klappern im Takte, mit eintönigem Wechselgesange.

Das Klappern wird mit grosser Exactheit von allen Mitgliedern einer Partei gleichzeitig ausgeführt. Die Weiber und Kinder tanzen entzückt um die klappernde Gruppe herum und der Lärm dauert so lange, bis der Mond untergeht, oder von einer Wolke verhüllt wird.

*

Die Lieder der Bube sind eintönig und unangenehmer, als die vieler anderer Bantustämme. Es sind meist Wechselgesänge mit melancholischem Tonfalle. — In Riabba sollen die ältesten Lieder gebräuchlich sein; jetzt entstehen in Banni und dem San Carlos-District meist neue, die rasch populär werden, um ebenso rasch wieder in Vergessenheit zu verfallen. — Die Texte scheinen nicht sehr tiefsinnig, so hörte ich in Arihá mehrere Männer zum Elibóklappern durch Stunden singen: »Der Haifisch beisst des Bube Hand.«

In der Nähe fast jedes Dorfes befindet sich ein Tanzplatz, meist ein grüner Rasenfleck, umgeben von hochstämmigem Walde, in dessen Mitte eine kahle Stelle des lehmigen Bodens ausgetreten ist. Die Tänze werden am Tage ausgeführt, Männer, Weiber und halbwüchsige Kinder betheiligen sich daran. Der Tanz besteht aus einem kurzen Getrippel, zwischen welchem oft heftig gegen den Fussboden gestampft wird, dass die nackte Sohle auf dem Lehme klatscht. Hie und da springt einer in die Mitte und führt einige oft ganz elegante Bewegungen aus.

Die Bube pflegen sich beim Tanze häufig mit Laub zu bekränzen, was ihnen ein wildes, bachantisches Aussehen gibt. Jüngere Männer und Weiber singen Wechselgesänge, einer bläst wohl die Flöte oder schüttelt eine alte Rindshaut.[1]) Dazu grunzen, stöhnen und ächzen die Tänzer im Takte, als ob sie von schrecklichen Schmerzen gequält würden. Ersteres, das Grunzen, scheint ein Vorrecht ausgewachsener Männer zu sein, ein Knabe, der einmal bei meiner Anwesenheit mitgrunzen wollte, erregte allgemeine Entrüstung, so dass er sich nur durch schleunige Flucht auf eine Palme vor Strafe retten konnte. Selbst mein Bubeführer, der es sons nicht so genau nahm, sprach damals empört: »Him be devli« (Er ist ein Teufel.) — Wenn ein Chef ein neues Feld angelegt, oder eine andere Arbeit vollendet hat, so pflegt er

---

[1]) Rindshäute findet man öfters bei den Bube, theils sind sie alt und stammen von den ausgerotteten Rindern her, theils werden sie von den Händlern geliefert.

seinen Leuten ein Gastmahl zu geben, bei welchem grosse Massen Yams, Fische, Palmwein etc. vertilgt werden.

Das Capitel der Sclaverei ist bei den Bantu im Allgemeinen ein recht schwieriges, da Sclaven und Freie sich im Aeussern und der Lebensweise kaum unterscheiden und es schwer wird, eine Grenze zwischen ihnen zu ziehen. Von den Bube scheint es sicher, dass Sclaven im Sinne des Kaufens und Verkaufens bei ihnen nicht vorkommen. Die Weiber werden allerdings gekauft, doch geschieht dies heute noch auch bei Albanesen und manchen Südslaven, ohne dass man diese Völker deshalb des Sclavenhaltens beschuldigen könnte. Es gibt jedoch bei den Bube Leute, welche in einem gewissen Hörigkeitsverhältnisse zu anderen stehen, das sie zwingt, unentgeltlich für Letztere zu arbeiten. Doch ist dieses Verhältnis nichts weniger als drückend. Vor Einführung des Volksgerichtes konnten solche Hörige auch getödtet werden. Einzelne Dörfer stehen unter der Botmässigkeit anderer und zwar sind meist die höher gelegenen den tieferen untergeben. Früher war es den Inlandsdörfern (ausser Riabba) verboten, directe mit der Küste zu handeln, heute ist diese Handelssperre zwar gebrochen, doch erheben die unteren Dörfer immer noch Abgaben von den Leuten, welche mit den eingetauschten Gütern nach den oberen Niederlassungen zurückkehren wollen.

Jedes Bubedorf hat einen Chef, dessen Würde erblich ist. Die Regierung soll vom Onkel auf den Neffen übergehen. Seine Autorität ist gering. In manchen Gegenden darf ein Dorfchef weder Bananen noch Koko essen, da dies mit seiner Würde unvereinbar sei. Oefter sieht man weibliche Chefs.

Die Angaben über die Erblichkeit und über das Bestehen oder Nichtbestehen einer Adelsklasse sind so zweifelhaft, dass sich darüber nichts bestimmtes sagen lässt. Der oberste König der Bube, dem Alle unterthan sind, ist Moka von Riabba. Eigenthümlicherweise ist über diesen König und seine Stellung ein Streit zwischen zwei Reisenden entbrannt, welche niemals im Inneren Fernando Póo's gereist sind, geschweige



Elibó-Feier der Bube. (Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Franz Zimerman.)

denn Moka's Dorf jemals besucht haben. Dr. Ossorio[1]) erklärt nämlich, dass Moka nicht der oberste Chef der Bube sei, während der Pole Rogoszinsky[2]) das Gegentheil behauptet. Der spanische Reisende hätte nicht einmal directe Erkundigungen einzuziehen gebraucht, um sich von der Richtigkeit der Angabe Rogoszinsky's zu überzeugen. Es sind nämlich schon vor mir Versuche gemacht worden, Riabba zu besuchen. 1874 wollte Rev. Mr. Holland sich nach Riabba begeben, wurde aber am Wege dahin von den Bube aufgehalten. — 1875 begaben sich die Missionäre Rev. Hugh Broun und Clowes mit dem Potomanne Peter Bull nach Bo-o, und es gelang ihnen, Moka's Dorf zu erreichen, doch konnten sie den König nicht sehen. In den Berichten der »Primitive Methodist Missionary Society« erklären diese und andere Missionäre Moka ausdrücklich als obersten König aller Bube, was auch nach meinen Erfahrungen zweifellos erscheint.

In dem von grasigen Hängen umschlossenen Kraterkessel von Riabba liegen die zerstreuten Hüttencomplexe und Yamsfelder von Moka's Dorf. Im tiefsten Theile des Kessels residiert diese merkwürdige, man möchte sagen geheimnissvolle Bube-Majestät, umgeben von 40 Weibern, behängt, wie man sagt, mit alten Silbermünzen, — ein nackter Wilder, wenn man will, aber jedenfalls eine weit einflussreichere Person auf Fernando Póo, als der spanische Gouverneur in Sta. Isabel. In Moka ist der starre conservative Sinn der Bube verkörpert. Niemals hat ein Weisser ihn geschaut, der Anblick eines bleichen Gesichtes würde, nach der festen Ueberzeugung aller Bube, den sofortigen Tod ihres Fürsten herbeiführen. Der Anblick des Meeres ist ihm verhasst. Es scheint übertrieben, wenn man sagt, dass Moka die Salzfluth nicht einmal von ferne sehen dürfe und daher mit gefesselten Beinen in der dämmerigen Hütte sein Leben verbringe.

---

[1]) Don Amado Ossorio, Apuntes de un viaje. Fernando Póo y el Golfo de Guinea. (Anales de la sociedad española de historia natural Tom. XV 1886 pag. 289.)

[2]) Bul. de la societé geographique de Havre 1885.

Sicher ist jedoch, dass er niemals den Strand betreten hat. Wahrscheinlich kein Potoneger und nur wenige Bube können sich rühmen, Moka geschaut zu haben. Einige Greise bilden seine Rathgeber, mit deren Hilfe er einen stillen aber mächtigen Einfluss über das ganze Volk ausübt.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass Moka den Bube Einrichtungen gegeben hat, welche von grosser Intelligenz und erstaunlich klarem Blicke zeugen. Die Idee der Centralisation zum Beispiel wird von Moka consequent verfolgt. Von allen Richtungen führen gut gehaltene Fusspfade nach seiner Residenz, und manchmal zwingt er seine Unterthanen zu einem Umwege, nur um sie zum Passiren Riabbas zu veranlassen. So bestand früher ein Weg zwischen Ureka und Bococo. Moka befahl denselben zu sperren und zwang die Urekaleute den Umweg über Riabba und Wagoridju zu machen. Die Bococoleute sind dadurch förmlich abgeschnitten und beginnen ihre Wohnsitze nach Osten zu verschieben.

Die Gefahr, welche den Bube von den Weissen droht, erkennt er sehr genau und trachtet seine Unterthanen möglichst bedürfnisslos und unabhängig von denselben zu machen. Er selbst benützt ausser Flinte und Waldmesser nichts, was von den Mukaras stammt, nie berührt europäisches Zeug seinen Körper, er verschmäht Rum und Tabak, ja selbst Salz. Dagegen geniesst er ungleich einigen kleineren Chefs Bananen und Koko ungescheut. Seine Sympathien für Spanien — wenn er überhaupt von der Existenz dieses Landes etwas weiss — dürften daher recht geringe sein. Bei allen Bube, mit Ausnahme jener der nächsten Umgebung Sta. Isabels, erregt es entweder Hohn oder Entrüstung, wenn man ihnen begreiflich machen will, dass Itschulla, (die Insel Fernando Póo) nicht ihnen allein, sondern dem Könige von Spanien gehöre. Ich erhielt einmal die Antwort: »Die Weissen sind Fische, keine Menschen, wohl mögen sie manchmal am Lande verweilen, doch zuletzt besteigen sie wieder ihre Schiffe und verschwinden mit denselben am Horizonte im Ocean. Wie kann ein Fisch Land besitzen?« Selbst die Bube bei Sta. Isabel respectiren den spanischen Gouverneur nicht etwa als ihren

Oberen, sondern als Chef der Stadt Sta. Isabel, der als Oberhaupt der Potoneger und Händler immerhin eine wichtige, achtunggebietende Person für sie ist. Die anderen Bube kümmern sich um denselben ebensowenig, wie er sich um die Bube kümmert.

Wir kommen jetzt auf die schönsten Errungenschaften Moka's während seiner jedenfalls langjährigen Regierung zu sprechen, nämlich: Einigung der Bube, Abschaffung des Krieges, Einführung des Volksgerichtes.



Bube-Häuptling.

(Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Franz Zimerman.)

Vor Moka's Eingreifen waren die Bube in zahlreiche unabhängige Stämme und Gemeinden zersplittert, welche sich fortwährend bekriegten. Zwar herrschten damals schon Normen, welche die Blutigkeit der Kriege sehr beschränkten. Die Angehörigen der Complexe eines Dorfes durften nur mit den Stöcken aufeinander loshauen. An Stöcken haben die Bube zwei Arten, deren eine alpenstockähnlich ist und nur als Stütze beim Gehen dient. Am oberen Theil der anderen Stöcke sind jedoch Hühnerknochen, Schnecken oder ähnlicher Kram

befestigt, sie sind »bezaubert« und werden über dem Herdfeuer aufbewahrt. Die Zauberstöcke sind sehr gefürchtet, ein Hieb derselben soll den Tod verursachen.

Nachbarliche Dorfgemeinden bekriegten sich mit den leichten Holzspeeren mit Widerhacken, welche man heute noch häufig sieht. Dieselben sollen zwar öfter vergiftet worden sein, doch boten mächtige Schilde aus Rinderhaut[1]) Schutz dagegen. Nur grössere Kriege konnten mit dem Steinschlossgewehr ausgefochten werden. Dennoch war damals die Unsicherheit sehr gross. Niemand war seines Lebens, seines Eigenthumes sicher und grosser Missmuth herrschte allerorts über diese Zustände.

Da entsandte Moka, der König von Riabba, Boten nach allen Gauen Itschulla's, um aus jedem Dorfe die erfahrensten Männer zu einer allgemeinen Volksversammlung nach Riabba zu laden. Der erste Beschluss daselbst war die Erklärung der Einheit aller Bube, welche Moka als ihren obersten Häuptling anerkannten. Zugleich wurde beschlossen, dass die Kriege authören und alle Streitfälle durch die Volksversammlung, die Jhua, zu schlichten seien. Diese nahm als leitendes Princip den Satz: »Wer getödtet hat, wird getödtet.« Dies kann als oberstes Gesetz der Bube betrachtet werden, keinem von ihnen ist es gestattet, einen Menschen, sei es nun einen Bube, einen Poto oder selbst einen Weissen zu tödten. Sobald ein Mord sich ereignet, vereinigen sich sofort Abgesandte aller Gemeinden auf dem Tanzplatze des Dorfes des muthmasslichen Mörders. Oft kommen bis 2000 Mann zusammen, die von dem Dorfe erhalten werden müssen.

Bei diesen Volksgerichten mögen freilich zahreiche Ungerechtigkeiten vorkommen. Das Todtzaubern wird nämlich auch als Mord betrachtet und der angeblich des-

---

[1]) Ueber die Form dieser Schilde, die jetzt nicht mehr gebräuchlich sind, konnte ich nichts Näheres erfahren. Auch Hutchinson der 1857 noch Schilde bei den Bube von Sta. Isabel sah, spricht sich über deren Form nicht aus.

selben Ueberwiesene wird hingerichtet. Auch spielen in zweifelhaften Fällen Gottesurtheile eine Rolle. Ein Zauberstock wird auf den Boden gelegt, der Angeklagte und Kläger muss darüber springen. Der Betreffende, dessen Aussage falsch war, soll dabei sofort vom Tode ereilt werden. Aehnliche Gebräuche sollen mehrere herrschen, über welche mir jedoch nichts Näheres bekannt wurde.

Sobald der Mörder ermittelt ist, muss er von seinem Dorfe ausgeliefert werden. Hat er sich in die Wälder geflüchtet, so wird eifrig Jagd auf ihn gemacht, und meist gelingt es, ihn zu fangen. Dann wird er gebunden und möglichst viele Männer schiessen zugleich auf ihn, damit es heisse: »Das Volk hat ihn getödtet.« Früher soll ein Mörder im Walde ausgesetzt und dem Verhungern preisgegeben worden sein.

Kann der Mörder nicht ermittelt werden, oder gelang es ihm zu entkommen, so wird das Dorf verantwortlich gemacht. Dann muss dasselbe eine Zahlung von Ziegen und Muschelgeld im Werthe von circa 16 Lv. Sterling leisten. Der grösste Theil dieses Strafgeldes entfällt auf Moka, der auch das bewegliche Vermögen eines Mörders einzieht.

Diebstähle sind nicht häufig, wer etwas Werthvolles stiehlt, wird zu einer Geldstrafe verurtheilt. Wer nur Nahrung stiehlt, wird ausgelacht.

Nachdem der geringfügige Handel der Bube in einem anderen Abschnitte besprochen werden soll, bleibt uns hier nur übrig, der religiösen Anschauungen zu gedenken. Bei einem Volke, dessen ganzes Leben und Sein mit einer grossartigen, ursprünglichen Natur verbunden ist, belebt die Phantasie bald die einsamen Wildnisse mit überirdischen Wesen, mit Geistern. Auf der Höhe des Pic, in den tiefen Thalschluchten, in den Flüssen, Lagunen und Kraterseen der Heimat erblickt der Aberglaube der Bube die Wohnsitze der Seelen Abgeschiedener, sowie vieler koboldartiger Geschöpfe. Nachts wird die Hütte sorgfältig geschlossen, denn der Waldteufel treibt sein Unwesen, oft zieht er heulend durch die stillen Dörfer und zerrt an den Schuberthüren der

Hütten. Dann kann man einen Bube mit wildem Geschrei aus dem Hause springen und mit dem Zauberstocke wüthend auf den unsichtbaren Nachtgeist einhauen sehen.

Auf der Höhe des Pic throhnt der Geist O-Wassa, nach welchem der Gipfel benannt ist. Besondere Verehrung wird dem Geiste Lobe zu theil, der seinen Sitz in dem kleinen Kratertümpel am Nordhange der Cordillera aufgeschlagen hat. Verschlungene Pfade führen zu dem heiligen See, die jedoch während der nassen Zeit völlig verwachsen sind. Dem Lobe werden öfter Schafe und Ziegen geopfert, und ihm zu Ehren schlingt der Bube das biegsame Sumpfgras aus seinem See um den Nacken. Seit ein Weisser (ein englischer Methodisten-Missionär) den kleinen See besucht hat, soll Lobe's Ansehen übrigens sehr gesunken sein. Noch heiliger ist der See bei Riabba, aus welchem der Uapa entspringen soll. Er ist, wie man sagt, klein und langgestreckt und liegt in einem Felsschlunde, dessen Abhänge nur mittels Bastseilen gangbar gemacht werden können. Auch er ist in der nassen Zeit unerreichbar. Wer diesem See die richtigen Opfer darbringt, der sieht auf seinem Grunde die Zukunft. Moka selbst ist der Priester dieses Sees, keinem Weissen oder Poto und nur wenigen Bube ist es gestattet, denselben zu besuchen. Zu den Geistersitzen gehört auch eine Felsgrotte am Meere bei Banni, deren Eingang nur bei Ebbe frei liegt. Auf diese Grotte bezieht sich wohl die etwas romantische Erzählung, welche ein Potomann Janikowski berichtete, und die letzterer im »Bulletin de la societé geographique de Paris« wiedergibt. Den Geisterdienst besorgen die Zauberdoctoren, welche auch die Amulette anfertigen, die gegen mannigfache Krankheiten und Gefahren schützen sollen. Sie sind es auch, welche die Tätowirung der Kinder vollziehen und die Kunst des Regenmachens betreiben. Auch von einer geheimen religiösen Sprache ist die Rede, welche, wie bei so vielen Bantustämmen, auch bei den Bube bestehen soll. Die Beschaffung sicherer Daten darüber wäre zwar schwierig, aber höchst wichtig und geeignet, Licht auf den Ursprung der Bube zu verbreiten.

Ausser den Amuletten sollen wohl auch die sogenannten Dschu-Dschus vor den Geistern und der Zauberei schützen. Der Weg zu einem Dorfe führt fast immer durch ein niedriges Thor aus Stöcken, Palm- oder Baumfarrenstämmen, an welchem zahlreiche Federn, Muscheln, Hörner etc. angebracht sind. Oft muss man auch noch einen niedrigen, aus frischen Bananenblättern geflochtenen Zaun passiren. Im Dorfe selbst sieht man an besonderen Stangen Schneckenschalen, Korbböden, Kalebassen und ähnlichen Kram aufgehängt. — Zu Bantabaré sah ich selbst mitten im Dorfe eine Stange aufgerichtet, an welcher der Cadaver einer Ziege hing, der widerlichen Gestank verbreitete. Von Zeit zu Zeit (nach Bastian [1]) und Hutchinson [2]) zur Yams-Ernte also im November) feiert jedes Dorf ein religiöses Fest, während welchem alle Wege nach demselben mit Grasverhauen abgesperrt werden. Keinem Fremden ist gestattet, einen solchen Verhau zu passiren.

Von den Festen (Lobos) konnte ich nur erfahren, dass dabei viel gegessen und getrunken werde, was sonst noch geschieht, ist unbekannt. Doch scheint es zweifellos, dass Grausamkeiten bei den religiösen Gebräuchen der Bube nicht üblich sind. Im Walde sieht man öfter kleine, völlig leere Hütten, die den Geistern errichtet werden.

Diese wenigen fragmentarischen Notizen sind Alles, was ich über die Religion der Bube sicher erfahren konnte.

Ich könnte nun freilich die Lücken mit abenteuerlichen Erzählungen ausfüllen, welche die Potoneger Sta. Isabels dem leichtgläubigen Fremden in reicher Zahl aufzutischen pflegen. Ich halte dies jedoch für überflüssig und berichte hier nur, was der Missionär Mr. Barleycorne, der lange unter den Bube gelebt, mir über das Wesen des Glaubens derselben mittheilte. Die Bube erkennen die Existenz eines obersten Gottes (Watakinaa) halten denselben jedoch für so erhaben, dass er ihrer Verehrung entrückt ist. Daneben glauben sie an einen obersten guten und bösen Geist. Der

---

[1]) Ein Besuch in S. Salvador, Bremen 1859 p. 319.

[2]) Tenyears wanderings a mong the Ethiopians. London. 1861.

gute Geist ist eben seinem Wesen nach ohnehin gut und bedarf keiner Opfer, weit grösserer Aufmerksamkeit erfreut sich der böse Geist, dem all das niedere Geistervolk der Wälder unterthan ist. Fetischfiguren sind den Bube unbekannt.

Damit schliessen meine Betrachtungen über die Bube, die Ureinwohner von Fernando Póo. Ich habe in denselben ein Volk kennen gelernt, welches zwar im tiefsten Urzustande lebt und vom Aberglauben umnachtet ist, dennoch aber menschlicher Regungen und wahrhaft grosser Ideen fähig ist. Ein berühmter Forschungsreisender hat einmal Afrika ein »Land der Contraste« genannt. Es gibt vielleicht wenige Stämme, für welche dieses Wort so angebracht wäre wie für die Bube. Kann es einen grösseren Contrast geben, als wenn ein Volk einerseits so zurück ist, dass die einfachsten Industrien, die gebräuchlichsten Culturpflanzen ihm fremd blieben, während andererseits eine hohe Moralität, Landfrieden, und das Volksgericht es über Völker stellt, deren sonstiger Culturzustand dem ihrigen weit überlegen ist.

VII. CAPITEL.

Entdeckung der Insel Fernando Póo. — Die Zeit der portugiesischen Herrschaft. — Abtretung an Spanien. — Die ersten spanischen Expeditionen. — Besetzung durch die Engländer bis 1841. — Spanische Gouverneure. — Jesuitenmission. — Colonisationsversuche. — Don Julian Pellon y Rodriguez. — Pic-Ersteigungen. — Lage von Sta. Isabel. — Die spanischen Gouvernementsbeamten. — Wirkungskreis derselben. — Spanische Colonisten. — Cubanos. — Die katholische Mission. — Die Potoneger. — Abstammung. — Moralität. — Verarmung. — Arbeitsscheu. — Lebensweise. Aussichten Sta. Isabels. —

Wie bekannt, verdankt Afrikas Westküste ihre Erforschung dem Bestreben der Portugiesen, auf dem Seewege die fabelhaften Schätze Ostindiens zu erreichen. Nachdem schon Anfangs des 15. Jahrhunderts mehrere Entdecker die nördlichen Küstenstriche befahren und Pedro de Cintra und Soeiro de Costa das Cap von Sierra Leone erreicht hatten, schloss 1469 der König von Portugal, D. Alfonso V. einen wichtigen, die westafrikanischen Küsten betreffenden Vertrag mit dem Lissaboner Handelsherrn Fernam Gomez. Er ertheilte demselben darin das Privilegium des Handels an der afrikanischen Küste für 5 Jahre unter der Bedingung, dass er während dieser Zeit bis 500 Leguas südwärts von Sierra Leone Seefahrer zu entsenden habe. Diesem Umstande ist die Entdeckung der Guinea-Inseln zu danken.

Am St. Thomas Tage (21. December) 1470 entdeckten Gomez' Schiffscapitäne Pedro de Escobar und Juan de Santarem die Insel São Thome, am Neujahrstage 1471 fanden sie ein kleines Eiland, das sie Annobon benannten und am 12. Jänner wiesen sie die Existenz der Insel Principe nach. Im nächsten Jahre 1472 war es, dass der Portugiese Fernam

do Poo im Dienste Gomez' die Biafra-Bai besuchte und die grösste der Guinea-Inseln entdeckte. Von diesem Seefahrer, welcher, wie Wilson[1]) angibt, in der Nähe der Insel starb, ist wenig mehr bekannt, als dass er die Insel nach ihrer tropischen Schönheit »ilha Hermosa« nannte, ein Name, der jedoch bald in den ihres Entdeckers umgewandelt wurde. Die offizielle spanische Schreibart lautet heute Fernando Póo, von anderen Nationen wird für das zweite Wort auch die Orthographie Po, Poo, Poó, ja selbst Pô und Pão angewendet. Unter portugiesischer Herrschaft hat Fernando Póo niemals eine Bedeutung erlangt. Zwar sollen an der Concepcions- und Sta. Isabel-Bai Factoreien bestanden haben, doch waren die Bube schon damals scheu und zogen es vor, lieber ihre Wohnsitze von der Küste nach dem Innern zu verlegen, als die portugiesischen Kaufleute in ihren Bestrebungen zu unterstützen, welche allerdings meist auf Sclavenerwerb gerichtet waren. 1637 wurde die Niederlassung von holländischen Piraten zerstört, muss aber später wieder bestanden haben, da der Spanier D. José Varela noch 1780 Ruinen einer kleinen Colonie an der Concepcions-Bai fand. Derselbe Reisende berichtet, dass die Bube die Flüsse vergiftet hätten, um den Portugiesen zu schaden und dass sie nie die Sprache oder Herrschaft dieser Nation angenommen hätten.

1777 schloss die Königin von Portugal Doña Maria I. mit dem Könige von Spanien Don Carlos III. einen Vertrag[2]) ab, der am 11. März ratificiert wurde. Durch denselben wurden die Inseln Fernando Póo und Annobon an Spanien abgetreten, wofür Portugal die Insel Catalina und die Colonie Sacramento in Südamerika erhielt. Am 21. April landete eine stattlich ausgerüstete Expedition unter Conde de Argelejos, bei jener schönen Einbuchtung im Westen der Insel, welche sie nach dem Patrone des Königs von Spanien

---

[1]) Rev. J. L. Wilson, Western Africa. London. 1856. p. 352 ff.

[2]) Vid. die interessante historische Studie von Don José Gómez y Sanjuán, »Posesiones españolas del Golfo de Guinea« (Bol. d. l. sociedad geografica de Madrid, Bd. XV 1883, pag. 381—396.)

Bahia de San Carlos benannten. Am selben Tage wurde im Beisein portugiesischer Marine-Behörden die spanische Flagge auf Fernando Póo gehisst. Conde de Argelejos sollte einer der ersten Spanier sein, der dem Klima der neuen Colonie erlag, sein Grab befindet sich in der Nähe des Caps, das nach ihm »Punta de Argelejos« benannt wurde. An seinerstatt nahm Don Joaquín Primo de Rivera das Commando und verlegte den Sitz der Regierung nach der Concepcions-Bai.

Als Ende 1782 von 547 Mann, welche die Expedition gebildet, 370 gestorben waren, brach eine Meuterei aus, die Mannschaft nahm Rivera gefangen und segelte mit dem Schiffe nach Montevideo in Südamerika. In Anbetracht der erlittenen Verluste wurde den Meuterern später vom Könige Amnestie zutheil. Merkwürdig ist, dass sich bei den Bube von Riabba die Erinnerung an diese Ereignisse, allerdings mythenhaft verschleiert, erhalten hat. Sie erzählen, dass vor langer Zeit zahlreiche Weisse nach der Concepcions-Bai gekommen seien, um alle Bube zu unterjochen. Da machte der König der Bube einen mächtigen Zauber, ein Theil der Weissen erlag sofort, zwischen den anderen entbrannte heftiger Zwist, so dass sie sich untereinander zerfleischten. Noch zeigt man heute an der Concepcions-Bai den Fluss, der die feindlichen Parteien trennte, und eine kleine Kanone aus jener Zeit wird im Dorfe Gross-Boloco aufbewahrt. Später — fährt die Ueberlieferung fort — zogen alle Weissen ab, hetzten jedoch den Dualla-König Akwa von Kamerun, den Vorfahren des jetzt regierenden Königs Akwa gegen die Bube auf, der mit zahlreichen Canoes nach Fernando Póo kam und dortselbst ein Blutbad unter den Bube anrichtete.

Für lange Jahre wurde die Insel nun von Spanien völlig ihrem Schicksale überlassen. Englische Marine-Capitäne, wie Bullen und Lawson 1783 und Robertson 1819, besuchten dazwischen dieselbe und waren die einzigen, welche Nachrichten von Fernando Póo brachten und die Insel ihrer günstigen Lage wegen der Aufmerksamkeit der englischen Regierung empfahlen. Im Jahre 1827 beschloss denn auch

die englische Admiralität, das Tribunal gegen den Sklavenhandel von Sierra Leone nach dem besser gelegenen Fernando Póo zu verlegen, das ja von der spanischen Regierung vollständig aufgegeben schien. Sir Richard Owen wurde zur näheren Untersuchung der Insel entsandt. Unter seiner Leitung führte Lieutenant Badgley auf dem Kriegsschiffe »Eden« die Küstenaufnahme der Insel durch, welche heute noch von keiner besseren ersetzt wurde. Bald darauf wurde von den Engländern Port Clarence (jetzt Sta. Isabel) gegründet und das Tribunal dortselbst installirt. Die auf den gekaperten Sklavenschiffen befindlichen Negersklaven (aus Calabar, Kamerun, vom Congo, Angola etc.) wurden zu Port Clarence in Freiheit gesetzt und bilden den Hauptstock der englisch sprechenden Negerbevölkerung, welche heute Sta. Isabel und einzelne Küstenplätze der Insel bewohnt und von den Bube »Poto« genannt wird. Der langjährige Einfluss der Briten war es, welcher der Insel den englischen Charakter gegeben hat, den sie bis heute trägt. Die Muttersprache der Potoneger ist englisch, selbst die wenigen Bube, die eine europäische Sprache verstehen, können ausnahmslos nur englisch und nicht mit Unrecht hat man gesagt, dass auf Fernando Póo Alles englisch sei mit Ausnahme der Regierung.

Bevor die Engländer daran gingen, sich durch weitere Anlagen auf der Insel festzusetzen, hielten sie es für angezeigt, bei der spanischen Regierung Schritte zur völligen Abtretung derselben zu machen.

Sie trugen derselben 1831 die Insel Vieques im Antillenmeere unweit Porto-Rico zum Tausch gegen Fernando Póo an. Der Antrag wurde abgewiesen und die Engländer veranlasst, 1832 die Insel zu räumen, worauf der englische Consul als einzige europäische Autorität auf Fernando Póo zurückblieb. 1839 bot England der spanischen Regierung 50.000 Lv. Sterlings für die beiden Inseln Fernando Póo und Annobon. Dieselbe erwiderte, dass man nicht daran denke, die spanische Krone dieser Besitzungen zu berauben. Hierauf bot England 60.000 Lv. Sterlings; der Stolz der Spanier

schien gebrochen und die Regierungen waren schon einig, als die spanischen Cortes 1841 entschieden gegen diesen Handel protestirten, worauf alle Verhandlungen rückgängig gemacht und die Insel in spanischen Besitz belassen wurde. Der englische Consul Beecroft wurde zum spanischen Gouverneur ernannt und erwarb sich Verdienste um die Herstellung geordneter Zustände in der kleinen Haupstadt.

1841 wurde auch die spanische Brigantine »Nervion« unter Don Juan José de Lerena nach den Fernando Póo und den übrigen spanischen Besitzungen im Golfe von Guinea ausgesandt.

Lerena setzte den Namen Sta. Isabel an die Stelle von Port Clarence und trachtete überhaupt sehr energisch, die fast vergessene spanische Autorität wieder geltend zu machen. Er traf schon Missionäre der englischen Baptisten-Mission auf der Insel, welche 1792 gegründet, seit 1813 in Jamaica thätig war und 1841 die Missionäre Clarke und Dr. Price nach Fernando Póo entsandte. Diesen gegenüber zeigte sich Lerena sehr liberal und sicherte völlige Religionsfreiheit. Der Einfluss der Baptisten wuchs besonders 1843 wo Saker an ihre Spitze trat, sehr. Fast alle Einwohner von Clarence waren Protestanten und die Mission regierte nahezu unumschränkt im Städtchen. Auch den Bube trachtete sie sich zu nähern und Clarke arbeitete eine kleine Grammatik[1]) der Sprache derselben aus. Diese Thätigkeit wurde einigermassen beeinträchtigt durch das Eintreffen der Corvette »Venus« unter Don Nicolas de Manterola 1845. An Bord derselben befand sich auch Don Alfonso Guillemar de Arragon, der als spanischer Delegirter die Insel inspicirte. Er studirte eingehend die gottesdienstlichen Gebräuche der protestantischen Secten, die dem frommen Katholiken natürlich als Teufelszauber erschienen und verfasste einen höchst originellen Bericht an seine Regierung, der sich etwa so liest, wie wenn

[1]) Clarke J. Introduction to the Fernandian Tongue. Berwick upon Tweed 1848.

ein Reisender das Fetischwesen eines wilden Stammes darstellen würde.

Auch er verbot die öffentliche Ausübung protestantischer Religionsgebräuche. Er war es auch, der den Namen Sta. Isabel definitiv an die Stelle von Port Clarence setzte und mit Einführung einer spanischen Küstennomenclatur begann.

Bei ihrer Abreise liess die Corvette »Venus« zwei spanische Missionäre auf der Insel zurück. Die Lage derselben war jedoch eine so hilflose, dass sie, trotz der Unterstützung des Gouverneurs, des Holländers Lynslager, schliesslich in völlige Abhängigkeit von ihren mächtigen Concurrenten, den Baptisten, geriethen. Als 1846 der ältere Missionär Don Jeronimo Usera y Alarcon erkrankte, verliessen beide Priester wieder Fernando Póo [1]).

1856 kamen abermals katholische Jesuitenmissionäre nach Fernando Póo, deren einsichtsvoller Präfect Padre Don Miguel Martinez y Sanz sich mit dem Studium des Bubevolkes beschäftigte, ein Lexicon ausarbeitete und ein kleines Buch über die Insel publicirte [2]).

Als die Mission im Begriffe war, sich bei den Bube zu installiren, wurde sie beim Ausbruche der Revolution in Spanien aus der Colonie ausgewiesen.

1858 wurde Don Charles Chacon als erster spanischer Gouverneur der Insel eingesetzt, welche von da ab stets unter spanischer Verwaltung blieb. Derselbe drang energisch auf die genaueste Befolgung der Guillemar'schen Verordnungen betreffs der protestantischen Religionsgebräuche. In Folge dessen beschlossen die Baptisten, die Insel zu verlassen und gründeten unter Saker 1858 die kleine Missionsrepublik Victoria am Festlande. Später (1861) zahlte die spanische Regierung der englischen Baptisten-Mission 30.000 Mark

---

[1]) Vid. Usera y Alarcon, Memoria de la Isla de Fernando Póo Madrid 1848.

[2]) Don Miguel Martinez y Sanz, Breves Apuntes sobre la isla de Fernando Póo en el Golfo de Guinea, Madrid 1859.

Schadenersatz für confiscierte Gebäude in Fernando Póo. Doch zeigten die schwarzen Baptisten in Sta. Isabel wenig Lust, ihre Heimat zu verlassen und nach Victoria zu übersiedeln, so dass letztere Colonie 1862 nur 82 Einwohner zählte, von denen die Hälfte Kinder waren. Bekanntlich führte die von der englischen Baptisten-Mission und ihren pietistischen Grundsätzen sclavische abhängige Miniaturniederlassung Victoria ihr selbstständiges Scheindasein bis 1886, wo sie der deutschen Colonie Kamerun einverleibt, und die Mission an die Baseler Missionsgesellschaft abgetreten wurde.

Das englische Consulat, das noch mehrere Jahre zu Sta. Isabel bestand, wurde später nach Old Calabar verlegt, das Kohlendepot für englische Kriegsschiffe wird jedoch von der Firma John Holt weitergeführt. Ein deutsches Kohlendepot, von dem öfters die Rede war, hat niemals auf der Insel bestanden, doch mögen wohl auch deutsche Schiffe aus dem Holt'schen Magazin öfters Feuerungs-Material bezogen haben.

Anfang der Sechzigerjahre fallen die mehrfachen Ersteigungen des Pic von Sta. Isabel. Nachdem Beecroft 1843 wohl die erste »touristische« Ersteigung des Gipfels ausgeführt, folgten 1861 der Spanier Don Julian Pellon y Rodriguez und der deutsche Botaniker Mann (der den Gipfel successive siebenmal erstiegen hat), der Engländer Richard F. Burton (1862) und einige Missionäre und Kaufleute.

Wenn man einige total missglückte Colonisations-Versuche der spanischen Regierung, bei welchen mehr als 20% der spanischen Colonisten starben und die übrigen heimkehren mussten, sowie die Einführung farbiger Deportirter aus Cuba erwähnt, so dürfte man die ebenso kurze als glanzlose Geschichte der Insel Fernando Póo erschöpft haben. Stets war die Colonie ein Stiefkind des spanischen Mutterlandes gewesen, dessen Herrschaft nie weiter als in die nächste Umgebung Sta. Isabels reichte, und das zur Erforschung und Exploitierung der Insel so gut wie nichts beigetragen hat. Zwar haben einige Male spanische Schiffe die Insel umschifft, und der obgenannte Verwaltungscommissär Don Julian Pellon y Rodriguez berichtete ausführlich über

seine und seiner Vorgänger Erfahrungen auf der Insel.[1]) Die Projecte, welche er jedoch auf Grund derselben machte, verliefen unbeachtet im Sande.

Dennoch wird jeder Reisende diese Vernachlässigung bedauern, der auch nur einmal die Bucht von Sta. Isabel geschaut. Die steilen Wände eines ehemaligen Kraters umschliessen in weitem Halbkreise die Bai, in deren Mitte selbst die grössten Dampfer bequemen Ankerplatz und Schutz gegen alle Stürme finden. Im Osten ragt das schmale Felscap der Punta Fernanda empor, deren äusserste Spitze den kleinen Leuchtthurm trägt und über deren verwitterte braune Basaltwände die üppig wuchernde Vegetation herabhängt, den Westrand bildet ein schroff abfallendes Vorgebirge, vor welchem zwei kleine Felsriffe in der tiefblauen Fluth sich spiegeln und in der Mitte erhebt sich der Steilrand des Plateaus, auf dessen Höhe das Städtchen gelegen ist. An den unzugänglichsten Punkten hat die unverwüstliche Tropennatur ihre schönsten Erzeugnisse hingepflanzt und auf der Höhe der Terrasse, nur auf steilem Wege erreichbar, liegen überragt von schlanken Cocospalmen und eingebettet in das tiefe Grün der Cacao- und Orangenbäume, die blendend weissen Häuser der Weissen, das Kirchlein und die zerstreuten Bretterbuden der Potoneger. Den imposanten Hintergrund bildet die dunkle, dunstumhüllte Silhouette des Pic von Sta. Isabel.

Als Hafen bietet Sta. Isabel so ausserordentliche Vorzüge, dass keine Rhede der afrikanischen Westküste sich an Sicherheit auch nur annähernd mit diesem Orte vergleichen

---

[1]) Sein officieller Bericht in 10 Foliobänden befindet sich als Manuscript im Ministerio del Ultramar zu Madrid und wurde mir durch die Güte der spanischen geograph. Gesellschaft zugänglich. Derselbe ist betitelt: Descripcion General de Fernando Póo y sus dependencias precedida de una reseña general sobre el Golfo de Guinea y acompanada de varios planos y mapas, escrita en virtud de Real orden de 23 de Noviembre 1865 por Don Julian Pellon y Rodriguez, Comissario Especial de Fomento de la citada colonia. Die Handschrift wurde 1871 vollendet und enthält grösstenetheils Gouvernementsberichte und nur wenig brauchbares Material. Dieselbe ist in vielen Theilen unvollständig.

kann.[1]) Besonders die eigentliche Clarence-Bai ist für Dampfschiffe bei Tag und Nacht leicht zugänglich, gegen alle Winde geschützt und ermöglicht Booten ein bequemes Anlanden. Auch die Venus- und Gravina-Bai bieten gute Ankerplätze und liegen höchstens gegen NNW. Winde etwas offen, welche jedoch selten oder nie als Stürme gefährlich werden. Diese beiden Baien sind in der heissen Zeit der kühlen Seebrise halber sehr beliebt. Die Nervion-Bai ist weniger vortheilhaft, da sie des Schutzes gegen Osten entbehrt. Was die Verproviantirung der Schiffe in Sta. Isabel anbelangt, so ist dortselbst reichliches, vortreffliches Wasser, sowie gutes Gemüse (Yams) und treffliche Früchte zu haben, frisches Fleisch dagegen nur wenig und zu hohen Preisen.

Die Einwohner von Sta. Isabel, derzeit ca. 1500 Seelen[2]), theilen sich in Weisse, Potoneger oder ansässige Schwarze und schwarze Arbeiter, die man meist allgemein als Kruboys bezeichnet.

Unter den Weissen nehmen die Spanier an Zahl die erste Stelle ein. Ausser den Officieren und der Mannschaft des Pontons »Ferolana«, das im Hafen verankert ist und als Depot und Gefängniss dient, sind auch jene eines Kanonenbootes fast stets anwesend und beleben in ihren kleidsamen Matrosentrachten Sonntags die Strassen des Städtchens.

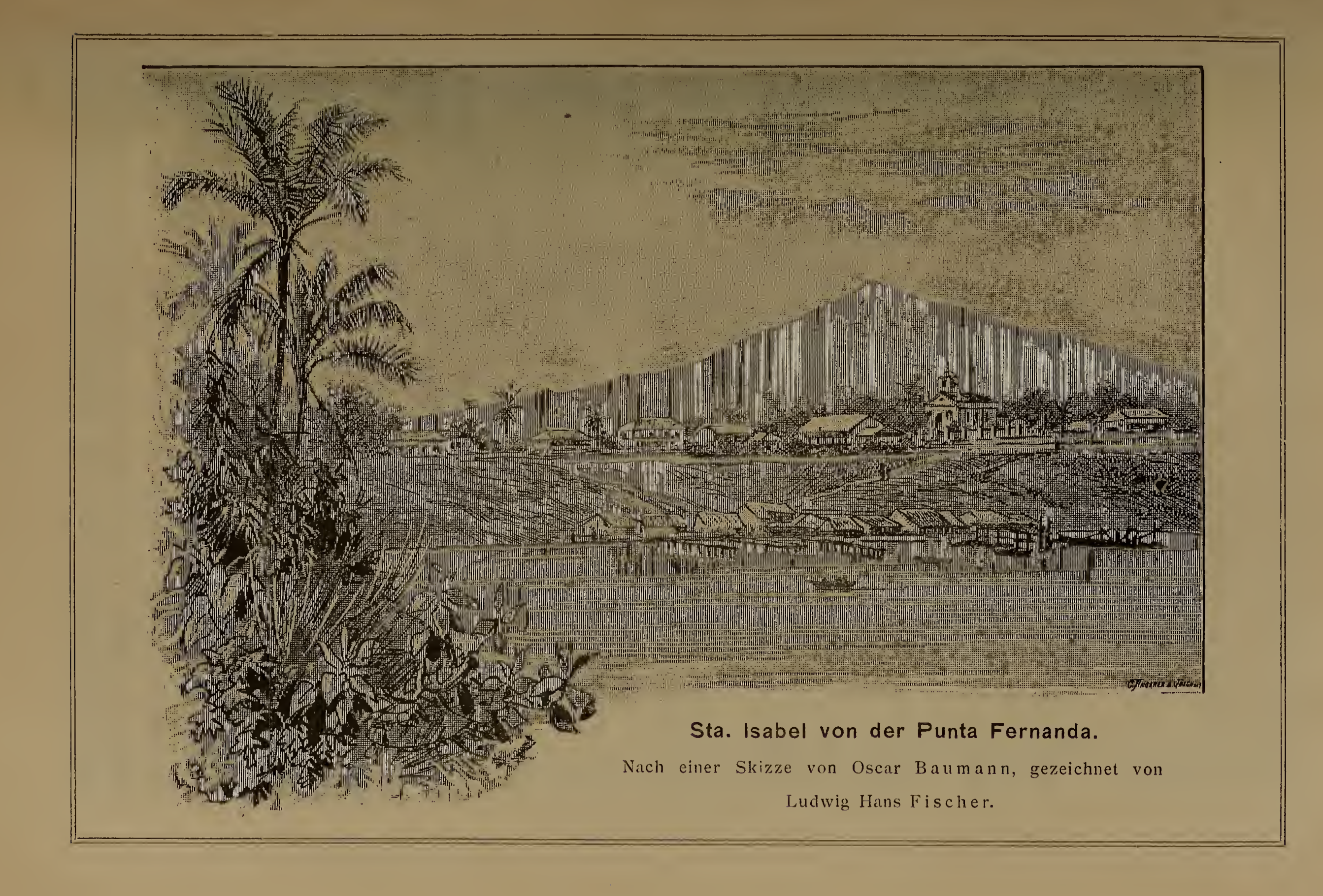
In einem schönen luftigen Hause mit prachtvoller Veranda, das einst als Sitz des englischen Consulates diente, residirt der Gouverneur der spanischen Colonien im Golfe von Guinea: Fernando Póo, Annobon, Eloby,[3]) Corisco und dem Muniflusse. Die früheren Gouverneure betrachteten ihren Aufenthalt auf der Insel nur als Uebergangsstadium; die Colonie war ihnen so gleichgültig als möglich und sie

---

[1]) Siehe Fernando Po. nach dem Bericht S. M. Corvette »Möwe« Annalen der Hydrographie, Berlin 1885, p. 111, und Reise S. M. Corvette »Helgoland«, Mitthlg. aus dem Gebiete des Seewesens, Pola 1885, Heft XII.

[2]) Eine Volkszählung ergab 1879 792 Männer und 314 Weiber, die Kruboys mitgerechnet.

[3]) Den Colonien an der Corisco-Bai ist ein Untergouverneur vorgesetzt, dessen Sitz in Klein-Eloby ist.



Sta. Isabel von der Punta Fernanda.

Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Ludwig Hans Fischer.

priesen den Himmel, wenn ihre Zeit abgelaufen und sie einen angenehmeren Posten beziehen durften. Unter dem jetzigen Statthalter Señor Montes de Oca ist darin eine wesentliche Besserung eingetreten. Während meiner Anwesenheit auf der Insel weilte derselbe in Spanien und ein Stellvertreter regierte an seiner statt; doch habe ich Señor Montes de Oca 1885 auf der Woermann'schen Sibange-Farm bei Gabun kennen gelernt. Derselbe ist selbst Besitzer der einzigen im Inneren Fernando Póo's gelegenen Plantage Basilé und ist fast vollständig in Sta. Isabel heimisch geworden. Auch in Spanien bot er Alles auf, um Interesse für die Colonie zu erwecken, und an ihm liegt es sicher nicht, wenn dieselbe in alter Stagnation verharrt. Der nervus rerum, Geld, fehlt eben fast vollständig, selbst das unbedingt nothwendige schickt das Mutterland in so langen Zwischenpausen, dass die Localregierung fast stets bei den Factoreien Sta. Isabels verschuldet ist. Sogar die Krujungen, die im Dienste der Regierung stehen, erhalten ihre Löhnung nur unregelmässig. Ausser englischem Gelde sind in Sta. Isabel fast nur alte spanische Pesetas im Umlaufe, die ausserhalb der Insel fast werthlos sind, während neues spanisches Geld nahezu unbekannt ist. Diese Vernachlässigung von Seite der Heimat ist natürlich nur geeignet, die ohnehin vorhandene Indolenz der Beamten noch zu erhöhen. Von einem Einflusse auf die Bube ist gar keine Rede, die ganze Insel, mit Ausnahme Sta. Isabels, ist factisch unabhängig. Der stellvertretende Gouverneur, dem ich mein Befremden darüber ausdrückte, meinte ganz aufrichtig, dass so lange ihn die Bube nicht belästigten, er sie auch nicht belästigen werde, und es ihm überhaupt nicht einfiele, sich abzumühen, wo seine Vorgesetzten in Spanien sich Fernando Póo's halber kein graues Haar wachsen liessen.

Die nächstwichtige Person nach dem Gouverneur ist der Commandant des Ponton, der die Rolle eines Polizeidirectors und obersten Richters spielt. Jetzt bekleidet ein jovialer Marineofficier dieses Amt, dem man es ansieht, dass er sich auf der Commandobrücke mehr zu Hause fühlt als

am Richterstuhl. Die Gerichtsverhandlungen, bei welchen ein Cubaner Neger als Dolmetsch fungirt, verlaufen in etwas summarischer Weise. Damen, besonders jüngere, bekommen fast immer recht, denn unser spanischer Caballero würde es für ungalant halten, selbst eine schwarze Schöne abzuurtheilen. Sobald ein vertrauenswürdiger Weisser bei Gericht erscheint, wird sein schwarzer Gegenpart ohne weiteres verurtheilt, ein Verfahren, dass deshalb kaum tadelnswerth ist, weil die Weissen eben thatsächlich meist Recht haben, wenn sie das Gericht anrufen. Bei Streitigkeiten unter Schwarzen spielt auch hier — ähnlich wie in Kamerun — das ewig Weibliche als »women palaver« die Hauptrolle. Die Strafen bestehen in Arrest an Bord des Pontons und Zwangsarbeit in Ketten; die Prügelstrafe ist zwar officiell abgeschafft, wird aber doch öfters unvermeidlich.

Unterstützt von einigen verlässlichen Cubanern als Polizeisoldaten ist es den Spaniern gelungen, zur öffentlichen Sicherheit in Sta. Isabel Vieles beizutragen. Die Strassen sind recht rein gehalten, und geniessen sogar den für Afrika grossartigen Luxus einer Beleuchtung mit Petroleumlaternen. Von Verbrechen hört man wenig. Auf die Einhaltung von Verträgen, welche vor den spanischen Behörden geschlossen wurden, wird strenge gesehen. Arbeitslose, herumstreichende Kruboys sucht man womöglich unter einem Vorwande einzusperren und aus der Colonie zu entfernen.

Die übrigen Beamten, ein Notar (zugleich Postmeister), ein Commissär und zwei Aerzte, wohnen im sogenannten Steinhause (casa de piedra), einem feuchten ungemüthlichen Gebäude. Eine prächtige Lage am Anfange der Landzunge Punta Fernanda hat das Hospital. Kaum zwanzig Schritte vor und hinter demselben stürzt das Land in steilen Felsen zur See ab und bei klarem Wetter kann man die Meeresstrasse überblicken und die beiden Hochgipfel von Kamerun und Fernando Póo gleichzeitig aus der blauen Fluth aufragen sehen. An diesen, allerdings seltenen klaren Tagen erblickt man oft deutlich jede Runse an den beiden Gipfeln, ja selbst die Küstenhügeln von Bimbia tauchen auf und ein

scharfes Auge erkennt das weisse Dach der Mission in Victoria.

Einst war eine Compagnie Soldaten von den Canarischen Inseln in Sta. Isabel stationirt. Dieselbe wurde zurückgezogen und von ihrer Caserne, die auf älteren Photographien als stattlicher Bau erscheint, sind kaum bemerkbare Ruinen die letzten Spuren.

Es ist zweifellos, dass die spanischen Beamten auf Fernando Póo kein allzu beneidenswerthes Dasein führen. Ihre amtliche Beschäftigung ist minimal; ewig Cigaretten drehen, Mandoline klimpern und Leiern auf einer alten Drehorgel wird mit der Zeit entschieden eintönig. Selbst der Reiz der Spaziergänge nach der Punta Fernanda, wo man die prächtige Aussicht geniessen, den meist schadhaften Zustand der Seeleuchte constatiren, die Inschrift am Grabobelisken des Consuls Beecroft auswendig lernen, und ein paar Guajaven knabbern kann, oder nach der wirklich herrlichen Mango-Allee im Westen der Stadt, stumpft sich bei täglicher Wiederholung ab. Von Wirthshäusern oder sonstigen Vergnügungsorten für Beamte oder Mannschaften ist in Sta. Isabel keine Spur, und so bilden die ankommenden und abgehenden Dampfer die einzige Quelle der Unterhaltung. Selbst mit der Verpflegung sieht es recht traurig aus, Hühner, überhaupt frisches Fleisch ist fast gar nicht zu bekommen. Ich habe auf meinen Reisen in den Bubedörfern entschieden weit besser gelebt als die Europäer in Sta. Isabel, besonders als die spanischen Beamten, die im Hause eines schmutzigen Colonisten für theures Geld bewirthet werden.

Originell war die Antwort des spanischen Notars, eines Andalusen, als ich ihm mein Bedauern über sein trauriges Leben ausdrückte: »Wir haben freilich nicht viel zu essen und langweilen uns zu Tode, doch das wäre Alles zu ertragen — pero, señor las coridas de toros, die Stiergefechte, diese entbehren zu müssen, welch entsetzlicher Zustand!«

Eine eigenthümliche Rolle spielen die officiellen spanischen Colonisten, zwei Familien aus Teneriffe. Ich sage, »officiell spanischen«, weil dieselben 30 Dollars pro Kopf

für die einfache Thatsache bekommen, dass sie Fernando Póo bewohnen.

Diese Summe wurde ihnen bis zu der Zeit zugesichert, wo die Regierung Arbeitsmaterialien etc. heraussenden werde. Mehr als zwei Jahre sind vergangen, die 30 Dollars werden bezahlt, die Colonisten befinden sich recht wohl dabei und denken gar nicht daran, selbstständig etwas zu unternehmen. Die eine Familie besteht aus einem Manne mit Weib und Kind, die andere aus einem Bruder mit vier jungen Schwestern. Eine der letzteren hat sich an den Verwalter der Basilé-Plantage verheiratet, die anderen drei bewohnen in klösterlicher Eingezogenheit ein reizendes Häuschen in Sta. Isabel und bilden — wie natürlich — als einzige weisse junge Damen des Ortes, den Gegenstand stummer aber schrankenloser Bewunderung von Seite sämmtlicher Weissen. Selbst die Schwarzen begegnen den »Teneriffe girls« mit Hochachtung, sie mögen recht wohl fühlen, dass sie es hier mit anderen, echteren Ladies zu thun haben, als bei den schwarzen Damen. Ausser diesen »officiellen« Colonisten wohnen noch einige kleine spanische Kaufleute und Pflanzer in der Stadt.

Die einzigen Farbigen, die ganz unter spanischem Einflusse stehen, sind Cubaner Mulatten und Neger. Dieselben sind meist ehemalige politische Deportierte, welche es nach der Amnestie vorzogen, in Fernando Póo zu verbleiben. Es sind geschickte, verlässliche Leute, welche vom Plantagenbau, hauptsächlich der Tabakcultur manches verstehen. Leider sind ihrer nur wenige. Sie sprechen unter sich spanisch, stammen aber meist vom Congo ab. Noch fand ich einen Greis unter ihnen, der das Kicongo sprach und sich an seine Jugend in Ntotilás Stadt (San Salvador) erinnerte, von wo aus er als Sklave nach Cuba gebracht wurde.

Von der spanischen katholischen Mission »de la coraçon de Maria« und dem kleinen Nonnenkloster ist wenig zu sagen. Sta. Isabel ist der Sitz der apostolischen Präfectur für die spanischen Guinealänder, welcher die kleineren Missionen zu Annobon, Corisco und Gross-Eloby untergeordnet sind. Die

Kirche, welche 1859 unter dem Gouverneur Don José de la Gandara erbaut wurde, ist klein, aber sehr schön und würdig ausgestattet. Ihre Glocken haben nur einen Fehler, — den, unaufhörlich zu bimmeln, was besonders Fieberkranke zum Wahnsinn treiben kann.

Man erzählt scherzweise von dem Kirchlein, dass es mehr gekostet habe, wie der Dom von Sevilla: alle Materialien bis zu Kalk und Ziegel kamen nämlich von Europa. Die »Escuela publica«, zu deren Besuch alle Kinder Sta. Isabels gezwungen werden, wird von den Padres und Nonnen gehalten. Die Unterrichtssprache ist natürlich spanisch, doch sprechen die Kinder unter sich englisch und auch der Lehrer ist oft gezwungen, sich dieser Sprache zu bedienen — wenn er sie nämlich kann.

Während die Jesuiten in den Sechzigerjahren recht gute Fortschritte zu machen schienen, haben ihre jetzigen Nachfolger absolut keine Erfolge aufzuweisen. Der Contrast ist für Jeden auffallend, welcher diese Mission mit den französischen katholischen Missionen von Gabun, Landana oder dem Congo vergleicht. Bei Banapá legen die Padres von Sta. Isabel eine Plantage an.

Um die Existenz der Bube, der Ureinwohner der Insel, kümmern sie sich so gut wie gar nicht, während doch bei diesen allein eine Missionsthätigkeit Aussicht auf Erfolg hätte und etwas nützen könnte.

Trotz ihrer etwas schwierigen Lage hat die englische »Primitive Methodist-Mission« doch unstreitig grössere Resultate erzielt. Der Missionar bewohnt mit seiner Gattin und einem Sohne ein hübsches Holzhaus an der Westecke der Bai, das nur durch einen Garten von der protestantischen Capelle getrennt ist. Ausser dieser besitzt die Mission schon seit Jahren zwei Zweigstationen unter den Bube, zu Banni und in der Cordillera unweit der San Carlos-Bai. Zwar bleiben dieselben oft der geringen Mittel halber unbesetzt, haben auch trotz ihres langjährigen Bestandes nicht viele Proselyten gemacht, doch ist eine Milderung der Sitten bei den umwohnenden Bube unverkennbar wahrzunehmen. Man

möge über englische Missionen und deren System denken was man wolle, so viel ist sicher, dass jedes Unternehmen, welches geeignet ist die Bube an Europäer zu gewöhnen und ihre abergläubische Scheu vor den Weissen zu brechen, offenbar im Interesse der Colonie gelegen ist. Dies wollen die Spanier nun nicht begreifen, und verfolgen die Methodisten-Mission mit lächerlichem Eifer, der einer Nation, welche ihre Ritterlichkeit und Freiheitsliebe bei jeder Gelegenheit hervorzukehren liebt, sicher unwürdig ist. Der Umstand, dass nicht einmal die Mehrzahl der Neger Sta. Isabels sich der herrschenden katholischen Religion zuwenden wollen, und dass die wenigen christlichen Bube ausnahmslos Methodisten sind, hat die Padres natürlich mit grosser Abneigung gegen ihre protestantischen Collegen erfüllt, und sie versäumten keine Gelegenheit, die Gouvernementsbeamten gegen dieselben aufzuhetzen.

Dass der Vorgänger des jetzigen Missionars am Ponton festgesetzt und schliesslich aus der Colonie verbannt wurde, mag er selbst durch herausforderndes Benehmen theilweise verschuldet haben. Dass man jedoch den Methodisten verbietet, Glocken zu läuten, laut zu singen und ihre Capelle durch ein Kreuz als Gotteshaus zu bezeichnen, sowie den Schulunterricht verpönt, lässt sich doch sicher nicht rechtfertigen.

Wenn Guillemar de Arragon 1845 die öffentliche Ausübung protestantischer Religionsgebräuche verbot, so folgte er dem spanischen Gesetze, welches eine andere Religion als die katholische in allen Territorien der Krone verbot. An die Stelle des damaligen geknechteten ist ein freies Spanien getreten, in Madrid, Barcelona und anderen Städten gibt es protestantische Capellen und Gemeinden, nur in Sta. Isabel scheint man eigenmächtig älteren Anschauungen zu huldigen.

Unweit der Kirche liegt die Factorei John Holt & Co., das einzige europäische Handlungshaus in Fernando Póo. Dasselbe besitzt auch grössere Magazine am Strande. Der Laden ist zu ebener Erde, die Wohnungen der drei Ange-

stellten im ersten Stocke des Gebäudes. Der vornehme Ton, welcher daselbst herrscht, die musterhafte Reinlichkeit und die stumme Aufmerksamkeit der bedienenden Krujungen, wirken durch den Contrast mit der etwas nachlässigen spanischen Wirthschaft umso angenehmer. In der Gesellschaft der liebenswürdigen englischen Kaufleute verlebte ich die angenehmsten Stunden zu Sta. Isabel. Von der Thätigkeit der Factorei, sowie jener des portugiesischen Consuls Laureano, eines Mulatten, und des Cacao Barons Vivour, eines Kossonegers, wird später die Rede sein.

Nun bleibt noch der Hauptstamm der Bevölkerung des Städtchens zu besprechen, jene Neger, welche sich selbst »Creolen« nennen, von den Bubes aber »Poto« genannt werden.

Man befreie schwarze Sklaven verschiedener Stämme, siedle sie an und setze sie längere Zeit dem Einflusse englischer Regierung und englischer Missionen aus und es wird sich aus ihnen eine Menschenspecies entwickeln, die sich selbst als »coloured gentlemen« bezeichnet, von Weissen aber meist »Hosen niggers« genannt wird. Bei Europäern sowohl wie beim eingeborenen Schwarzen sind sie meist nichts weniger als beliebt, da sie durch eine Tünche europäischer Cultur zu dünkelhafter Unverschämtheit sich berechtigt glauben und hinter der Maske frömmelnden Pietismus, nur zu oft die tiefste moralische Verkommenheit bergen. Ein Gentleman sein, ist ihnen gleichbedeutend mit Hosen und Stiefel tragen und nichts arbeiten; mit sublimer Verachtung blicken sie auf den tüchtigen, aber splitternackten Arbeiter, den Kruboy herab. Dieser Gattung gehören die Bewohner Sta. Isabels an, welche mit jenen der deutschen Colonie Victoria bei Kamerun fast identisch sind. Da ich nur erstere genauer kennen gelernt, so bezieht sich meine Beschreibung nur auf sie, nach meinen Erfahrungen aus Kamerun, und dem, was Dr. Buchner und H. Zöller über die Victorianer mittheilen, scheinen sie mit den Potonegern, von welchen sie abstammen, derselben unsympathischen Familie anzugehören.

Es möge vorausgeschickt werden, dass alle Potoleute glücklicherweise doch nicht der Charakteristik entsprechen,

welche ich von den »coloured gentlemen« entworfen. Ich habe unter ihnen freundliche, bescheidene und wahrhaft intelligente Männer kennen gelernt — freilich nur in geringer Zahl.

Wie oben erwähnt, wurden von den Engländern anfangs dieses Jahrhundertes befreite Sklaven — der Bantu- und Negerfamilie angehörig — bei Sta. Isabel angesiedelt. Diese, vermischt mit späteren Einwanderern, entwickelten sich zu den Potonegern.

Von einem physischen Charakter dieser Leute kann kaum gesprochen werden. Es ist eben ein Mischvolk, vom reinen Bantutypus, der jenem der Bajansi am oberen Congo gleicht, und dem echten Negercharakter, den man an der Kruküste beobachten kann, existiren in Fernando Póo alle Abstufungen, sowie auch die Hautfarbe der Potoneger vom tiefsten Schwarz bis zum lichten Gelbbraun variirt. Die Männer in ihren nachlässigen europäischen Kleidern bieten wenig Charakteristisches. Eingehendere Würdigung verdienen die Frauen, welche an der Küste im Rufe grosser Schönheit stehen. Schon der deutsche Naturforscher Buchholz constatirte 1875 in Sta. Isabel »recht gut aussehende, sehr zuvorkommende Damen, die ihm sehr gut gefielen«. Die Gesichtszüge der Potofrauen stehen etwa zwischen dem sanften Charakter der Gabunesin und der heiteren Sinnlichkeit der echten Negerin. Sie haben meist kleine, zierliche Extremitäten, eine üppige Büste, sammtartige Haut und feurige schwarze Augen. Während die Männer in ihrer Kleidung den Europäer nachzuäffen trachten, haben die Frauen sehr gut das Bewusstsein, dass die Kleidung der Weissen eben für Schwarze nicht passt. Sie hüllen sich daher in einen faltigen Talar und umwinden die zierlich geflochtenen Haare mit einem leichten, turbanartig geschlungenen Tuche. Das Ganze bringt einen keineswegs abstossenden Eindruck hervor und gar mancher spanische Caballero, den die Gluthaugen der Andalusierinnen kalt gelassen, ist in Sta. Isabel von einer schwarzen Schönen in recht feste Bande geschlagen worden. Eines wirkt dabei abkühlend. Der Klang der Mandoline wird nämlich kaum je im Stande sein, das

Herz einer Poto-Dulcinea zu rühren: der Klang des Dollars allein kann eine überraschende Wirkung auf sie ausüben.

Ehebruchsdramen kommen in Sta. Isabel nicht vor: die Gatten gehören eben meist jener Classe an, welche »mit sich reden lässt«. Die Moralitätsbegriffe stehen überhaupt so tief, dass man jede Frau ohne Ausnahme, möge sie verheiratet oder ledig, möge ihr Gatte, resp. Vater ein wohlhabender Kaufmann oder ein bettelnder Tagedieb sein, ungescheut auf offener Strasse um ein nächtliches Stelldichein ansprechen kann. Falls nicht besondere Umstände vorliegen, ist das Zustandekommen desselben eben nur Geldfrage.

In höchster Parade erscheinen die Frauen Sonntags, wo sie ihre besten Kleider anlegen und sich mit Goldschmuck aus Accra und Cape Coast zieren. Nichts ist komischer als so ein chocoladebraunes Gretchen zu beobachten, wenn es aus der Kirche wallend, die grinsenden Huldigungen eines pechschwarzen Faust entgegennimmt.

Die Religion der Potoleute ist schwer zu bestimmen. Früher waren sie meist Baptisten, jetzt besuchen viele sowohl die katholische wie die methodistische Capelle und von ihrem Glauben kann man wohl nicht mehr sagen, als was der spanische Richter in die Rubrik »Religion« zu schreiben pflegt: non se sabe: obwohl sie mehr den englischen Confessionen zuneigen.

Ihre Muttersprache ist ein corrumpirtes Englisch, doch sprechen fast alle fliessend Bube und viele spanisch. Dadurch wurde es ihnen möglich, sich als Zwischenhändler zwischen Europäer und Bube zu installiren. Die ganze Küste nördlich von den Baien von San Carlos und de la Concepcion trägt zahlreiche kleine Factoreien der Potoleute, wo sie Palmöl von den Bube kaufen und meist etwas Cacao bauen. Stets war es jedoch ihr Gebrauch, nur so lange das Nothdürftigste zu arbeiten oder zu handeln, bis wieder eine kleine Geldsumme erworben war, die dann in kurzer Zeit verausgabt wurde. Durch das Fallen der Palmölpreise ist nun eine grosse Verarmung unter ihnen eingetreten, mit welcher das Sinken der Moralität zusammenhängt. Dennoch fällt es den

Potomännern gar nicht ein, das Beispiel anderer Stämme nachzuahmen und als Arbeiter in den Factoreien der Küste ihr Brod zu verdienen.

For Nanny-Po I born-ioo
For Nanny-Po I go die-oo.

»Zu Fernando Póo bin ich geboren, zu Fernando Póo werde ich sterben«, singen sie in ihrem Neger-Englisch und halten fest an diesem Grundsatze. [1])

Die Potoleute bewohnen nette Häuser aus Brettern; es ist charakteristisch für die herrschende Indolenz, dass dieselben mühsam mit der Hand gesägt werden, wo die zahlreichen Giessbäche, die vom Pic herabströmen, doch so leicht eine Brettersäge treiben könnten.

Die Häuser sind von hübschen Gärten umgeben und oft recht nett eingerichtet, auffallend sind die ungeheueren Betten. Der Thee und das Harmonium, jene unentbehrlichen Attribute englischen Missionswesens spielen auch in ihrem Haushalte eine grosse Rolle.

»Afternoon teas« werden öfters abgehalten, wobei die bekannt geistreichen englischen Hymen zum Vortrage kommen. Die Frauen bemühen sich dabei recht unangenehm schleppend zu wimmern, während ihre weichen, melodischen Stimmen bei den gewöhnlichen Volksliedern auf Jeden einen angenehmen Eindruck machen, der sich einmal an den etwas eintönigen, schwermüthigen Charakter der Negergesänge gewöhnt hat. Doch auch weit grossartigere gesellige Vergnügungen gibt es in Sta. Isabel: so soll vor einigen Jahren eine Dilettanten-Vorstellung von »Julius Caesar« stattgefunden haben. Eine Krujunge erzählte mir noch mit Begeisterung, dass er dabei die Statue des Pompeius gegeben habe. Ein schwarzer Pompeius mit der blauen

---

[1]) Der einzige Weisse, welcher auswärts Fernando Póo-Leute (zwei Poto und einen Bube) im Dienste hat, ist der Missionär Mr. Grenfell auf seinem Dampfer »Peace« am oberen Congo. Derselbe hat jedoch eine gebildete Victoria-Negerin zur Frau, was den Leuten grosses Vertrauen einflösst.

Kruboy-Marke auf der Stirn muss allerdings kein gewöhnlicher Anblick sein, überdies sollen die Darsteller an tollen Costumen und wahnsinnigem Gebrüll das Unerhörteste geleistet haben.

Ein wichtiges Ereigniss ist jedes Jahr der Weihnachtsball bei der Firma »John Holt«. Schon Monate vorher sieht man die schwarzen Ladies und Gentlemen auf der Strasse sich im Tanzen üben, um sich dann den Weissen gegenüber keine Blösse zu geben. Die Kaufleute geben diesen Ball natürlich hauptsächlich aus Geschäftsrücksichten, obwohl sie sonst von ihren Poto-Kunden wenig erbaut sind. Unredlichkeit in jedem Geschäftsgebahren ist der Hauptfehler der schwarzen Händler. So verdorben die Poto auch sind, so wäre es doch möglich, dass eine kräftige Regierung sie zu verwendbaren Menschen heranbilden, und besonders im Verkehr mit den Bubes benützen könnte.

Ausser den Poto bilden die fremden Arbeiter ein starkes Contigent der Bewohner Sta. Isabels, von welchen im nächsten Abschnitte die Rede sein wird.

Das Klima Sta. Isabels scheint früher schlechter gewesen zu sein als jetzt, wo schon seit mehreren Jahren kein Todesfall eines Weissen bekannt wurde. Zwar ist die Seebrise etwas gehemmt und die Stadt daher ziemlich heiss, doch geniesst sie den Vortheil ausgezeichneten Trinkwassers, so dass man sie heute als einen relativ gesunden Platz bezeichnen kann. Wie sehr könnte der Ort, den die Natur mit so entzückenden Reizen, mit so zahlreichen Vortheilen ausgestattet, unter einer thätigen Regierung an Bedeutung gewinnen!

VIII. CAPITEL.

Firmen und Plantagenbesitzer. — Palmölhandel. — Indolenz der Bube. — Dampferlinien. — Yamsproduction der Insel. — Läden zu Sta. Isabel. — Cacaocultur. — Kaffee, Tabak, Zuckerrohr. — W. A. Vivour als grösster Farmer der Insel. — Laureano. — Die Basilé-Plantage. — Arbeiterverhältnisse. — Vortheile der Occupation Gleboë's durch die deutsche Regierung für die Lösung der Arbeiterfrage. — Wasserversorgung auf Fernando Póo. Möglichkeit der Rindviehzucht. — Schluss.

Die Firmen und Privatleute, welche in Fernando Póo Handel und Plantagenbau betreiben, sind folgende: John Holt & Comp. aus Liverpool, besitzt eine Factorei zu Sta. Isabel und in neuester Zeit eine Plantage an der Westküste der Insel. W. A. Vivour, Kosso-Neger aus Sierra-Leone, handelt mit den Bube und besitzt mehrere Plantagen, darunter die grösste zu Boloco an der San Carlos Bai. Laureano Diaz da Cunha, Mulatte aus São Thomé, besitzt einen Laden in Sta. Isabel, sowie kleine Factoreien und Farmen an den Küsten der Insel; seine grösste Plantage ist Kopapa an der Ostküste. Mrs. Gardner (Mammy Gardner) besitzt eine Plantage. Montes de Oca, spanischer Gouverneur, besitzt eine grossangelegte, aber erträgnisslose Plantage bei Basilé, deren Verwalter Don Geronymo Lopez ist. Der Spanier Don Francisco Romero und der Pole Rogoszinsky haben, der eine bei Bococo, der andere zu Banapa Cacao zu bauen begonnen. Vicente Lopez und Louis Lolin, beide spanische Agenten und Antonio Borghes, ein portugiesischer Mulatte, der mehrere Sprachen geläufig spricht, besitzen je einen kleinen Laden in Sta. Isabel. Ausser den genannten treibt auch die katholische Mission Plantagenbau und gibt es mehrere Cubaner, Potoneger und fremde Schwarze, die kleine Farmen und Factoreien an der Küste besitzen.

Ich habe mich bemüht bei dieser Aufzählung die Reihenfolge nach der Bedeutung der Betreffenden einzuhalten. — Daraus ersieht man, dass neben der englischen Firma John Holt die Farbigen in Fernando Póo ungewöhnlich grossen Einfluss auf den Handel gewonnen haben, während die Spanier eine recht unbedeutende Rolle spielen.

Im Handelsverkehr der Insel zeigt sich ein auffallender Contrast mit Kamerun. Während in letzterer Colonie ausschliesslich die Eingeborenen, die Dualla, den Handel vermitteln, indem sie die Producte bei den europäischen Firmen gegen Güter eintauschen, verkehren die Eingeborenen von Fernando Póo, die Bube, so gut wie gar nicht mit Weissen. Alle Producte kommen erst durch den Zwischenhandel der Potoneger oder fremder Schwarzer von den Bube an Europäer. Die kleinen farbigen Händler verkaufen ihre Producte meist an John Holt in Sta. Isabel, während die grösseren, wie Vivour und Laureano direct mit Europa verkehren.

Das Hauptproduct der Bube, neben welchem alles andere nebensächlich wird, ist Palmöl. Dasselbe wird ihnen von der Natur in wahrhaft unerschöpflicher Fülle geboten. Nirgends, selbst am oberen Congo nicht, habe ich solche Massen von Oelpalmen gesehen, wie sie besonders an der Ostküste von Fernando Póo in stundenlangen Wäldern die Berghänge bis zur Grenze der tropischen Vegetation bedecken. Während der Palmölzeit, die im März beginnt, sammeln sich die Bube in kleinen Waldhütten, die Männer erklettern die Palmen und schneiden die mächtigen gelben Fruchttolden ab, die Weiber pressen auf primitive Art das Palmöl daraus und verwahren es in Körben. Die Palmkernel, sonst ein wichtiges Product, werden höchstens als Flintengeschoss benützt, meist jedoch weggeworfen, sodass die Waldwege oft förmlich damit gepflastert sind.

Vivour allein bezieht etwas Palmkernel von den Bube, sonst sagen letztere den Händlern meist, es sei zu mühsam, die Kerne aufzuklopfen. Ueberhaupt leisten die Bube an Bedürfnisslosigkeit und Indolenz im Handel das Unerhörteste. Das Einzige, was sie den kleinen Küstenfactoreien zu liefern

pflegen, sind Lebensmittel: Hühner, Fische und Yams. Haben sie dafür ihre kleinen Bedürfnisse an europäischen Industrie-Artikeln gedeckt, so ziehen sie ruhig in ihre Dörfer und kümmern sich um Palmöl recht wenig. Den Bube, deren Dörfer keine kleine Küstenfactorei (sogenannte Beach) besitzen, fällt es gar nicht ein, ihr Palmöl etwa in Canoes oder auf dem Landtransporte den Händlern zuzuführen. Sie warten, bis ein Boot derselben zu ihnen kommt, ja oft sind sie nicht zu bewegen, die Oelkörbe selbst nach der Küste abzutragen. Der Kaufmann muss dies durch seine eigenen Leute besorgen lassen. Bei diesen Verhältnissen ist es begreiflich, dass ein Fallen der Palmölpreise, wie es gegenwärtig am europäischen Markte eingetreten, für die Kaufleute Fernando Póo's geradezu verhängnissvoll werden muss. An anderen Plätzen wie Kamerun, Calabar etc. sind die europäischen Erzeugnisse den Schwarzen schon derart zum Bedürfnisse geworden, dass sie sich wohl oder übel den neuen Bedingungen der Kaufleute fügen müssen. Sie pflegen wohl auch den Handel für einige Zeit zu sperren, doch bald zeigen sie sich zu Concessionen bereit. Die Bube jedoch, welche ihre minimalen Bedürfnisse an europäischen Artikeln[1]) leicht durch Verkauf von Lebensmitteln decken können, halten mit der ihnen eigenen Beharrlichkeit fest an den alten Palmölpreisen und denken gar nicht daran, von denselben abzugehen. Solange daher die Palmölpreise sich nicht heben, wird der Handel in Fernando Póo stets darniederliegen.

Wie schon erwähnt, ist die Küste der Insel mit kleinen Factoreien besetzt, von welchen aus Potoleute, Bassamänner, einzelne Cubaner und andere Schwarze mit den Bube handeln. Es

---

[1]) Man findet bei den Bube folgende europäische Artikel: Rum, Tabak (in Blättern), Salz, sehr wenig Zeug (schlechter Qualität), gewöhnliche Tischmesser, Waldmesser (Cutlasses), Filzhüte, Aexte, eiserne Kessel, grosse Thontöpfe, kleine (rothe, weisse und grüne) Glasperlen in geringer Quantität, Ochsenhäute, Messing und wenig Kupferschmuck, wenige Löffel, Steinschlossgewehre (sehr lange, wie sie früher in Montenegro üblich waren), Pulver, Schrott, Spiegel, kleine Glöckchen, Schafhaare als Halsschmuck, Schnapsäcke, Gypspfeifen der holländischen Form und Feuersteine.

sind dies meist sehr ärmliche Bretterhütten mit einem kleinen Garten, oft viele Monate unbewohnt. Das Palmöl wird dortselbst in Fässer gefüllt und durch die Boote der grösseren Firmen, an welche der Factorist seine Producte verkauft, abgeholt, um in Sta. Isabel nach Europa verladen zu werden.

Die deutschen Dampfer der »Woermann Linie« laufen meist zweimal im Monate Sta. Isabel an, öfters besucht auch die in Calabar schliessende Linie die Insel. Die englischen Dampfer aus Liverpool kommen bis zu viermal im Monate



Bilelepa-Beach-Factorei und die Leven-Insel.

Nach einer Skizze von Oscar Baumann, gezeichnet von Ludw. Hans Fischer.

und laufen auch manchmal die San Carlos-Bai, seltener die Concepcionsbai an. Ausser diesen und Kriegsschiffen besuchen selten Schiffe die Insel, doch gibt es einige Schooner und Kutter, die den dortigen Firmen gehören. Besonders W. A. Vivour macht ziemlich gute Geschäfte durch Verkauf des vortrefflichen Yams an die Küstenfactoreinen. Er bezieht den Yams von den Bube des Bolocodistrictes für den lächerlichen Preis von einem Löffel Salz für zwei Knollen, befrachtet damit kleine Segelboote und sendet sie nach Cala-

bar, Bonny, Kamerun und anderen Plätzen, wo die Kaufleute stets mit Vergnügen dieses treffliche Nahrungsmittel ankaufen.

Laureano wollte ihm dies nachmachen und liess sich mit vielen Kosten den schwarzen Schiffszimmermann Siser, einen der intelligentesten Neger, die ich kennen gelernt, aus Sierra Leone kommen. Schon war ein hübscher Schooner bei der Theresafarm fast fertig, als Laureano mit Siser »Palaver« bekam, d. h. ihn nicht regelmässig bezahlen wollte. Der unvollendete Schooner und mehrere halbfertige Boote verfaulen jetzt am Strande und bei den Europäern Sta. Isabels herrscht Meinungsverschiedenheit, ob Laureano seine Vorliebe für junge Ruinen von seinem portugiesischen Vater oder von seiner schwarzen Mutter geerbt habe.

Die Läden Sta. Isabels machen meist keinen üblen Eindruck und entsprechen dem, was man bei uns eine »Gemischte Waarenhandlung« nennen würde. Alle Bedürfnisse der Poto-neger, europäischen Beamten und Matrosen sind dort vorgesehen und es wird ausschliesslich für Geld verkauft. Die Zwischenhändler beziehen ihre Waaren und verkaufen ihre Producte für baares Geld, Trust [1]) (Anleihen) wird nur selten ausgegeben und immer gewaschen (bezahlt). Der Tauschhandel, welcher heute noch in Kamerun die erste Rolle einnimmt, herrscht also nur zwischen Bube und schwarzen Händlern.

Während der Handel demnach in Fernando Póo keine grosse Bedeutung erlangt hat, übertrifft die Insel in Bezug auf Plantagenbau die meisten Küstengebiete.

Weitaus das wichtigste und einträglichste Product ist der Cacao, der in den Sechzigerjahren aus Westindien eingeführt wurde, auf dem vulkanischen Boden der Insel trefflich gedeiht, wenig Arbeitskraft und Pflege erfordert und in Europa doch hoch im Preise steht. Sehr guter Qualität ist

---

[1]) Die an der Küste gebräuchlichen Ausdrücke Trust, waschen, Handel stoppen etc. sind derart eingebürgert, dass deren Verwendung oft unvermeidlich ist.

ebenfalls der kleinbohnige Fernando Póo-Kaffee. Der Strauch wurde aus São Thomé eingeführt, erfordert jedoch zu viel Arbeit, daher wird wenig Kaffee angebaut und keiner exportirt. Zuckerrohr gedeiht zwar ebenfalls vorzüglich, würde jedoch wohl nur in Verbindung mit einer Rumbrennerei lohnen.

Mit Tabak haben die sachverständigen Cubaner viele Versuche gemacht; derselbe soll jedoch keine gute Sorte liefern. Mit anderen Culturpflanzen wie Chinin, Vanille etc. sind bisher nur bescheidene Versuche angestellt worden.

Der grösste Plantagenbesitzer ist W. A. Vivour. Derselbe ist seines Zeichens ein Maurer und kam vor 30 Jahren aus Sierra Leone nach Fernando Póo. Dort heiratete er eine Potofrau und begann Anfang der Sechzigerjahre an der San Carlosbai mit einigen Arbeitern Cacao zu bauen und mit den Bube zu handeln. Da er deren Sprache fliessend spricht und sich bei ihnen in grosses Ansehen zu setzen wusste, machte er besonders während der Zeit des commerciellen Aufschwunges in Westafrika sehr gute Geschäfte, welche ihn ermöglichten, auch seine Plantage zu erweitern und eine Reise nach Europa zu machen, um dortselbst directe Verbindungen anzuknüpfen. Heute beschäftigt er mehrere Hundert Arbeiter, gilt unter den Schwarzen als fabelhaft reich, und selbst bei Weissen als sehr wohlhabend und wurde zum spanischen Regierungsvertreter in Boloco ernannt. Er ist ein spanischer Unterthan, hat jedoch die englische Sprache beibehalten und handelt nur mit England. Ffir die Bedeutung seines Handels zeugt, dass die englischen Dampfer mehrmals im Jahre die San Carlosbai besuchen, nur um seine Producte zu verladen.

Vivour erinnert in seiner tiefschwarzen Haut und mit seinem lebhaften, fast unsteten Wesen an den bekannten Araberführer Tipo-Tip. Soweit ich jedoch die beiden Herren kennen gelernt, muss ich gestehen, dass mir der arabische Sklavenhändler doch bei Weitem lieber ist als der schwarze Cacao-Gentlemen. Das ganze Gebahren des letzteren ist nämlich durch eine niedrige Gewinnsucht charakterisirt. Dass

er trotz seines Reichthums in Boloco eine ärmliche Bretterhütte jahraus jahrein bewohnt[1]) und jeden europäischen Comfort verschmäht, möge, wie er selbst angibt, seiner Furcht vor der Missgunst der Spanier zugeschrieben werden. Selbst dass er seine schwarzen Clerks, unter welchen recht intelligente Leute aus Lagos sind, mit unglaublichem Misstrauen behandelt und während seiner Abwesenheit das Magazin völlig absperrt, kann man ihm im Grunde nicht verargen: er selbst gab mir betreffs dieses die classische Auskunft: »Ich traue keinem Nigger.«

Dass er jedoch seine Arbeiter zwar regelmässig aber schlecht bezahlt, sklavisch arbeiten lässt, erbärmlich nährt und unmenschlich züchtigt, dabei jede Gelegenheit ergreift, um ihnen Abzüge vom kärglichen Lohn zu machen, dass er bei jeder, auch der kleinsten Angelegenheit, in der unreellsten Art einzig seinen Vortheil im Auge hat, das gereicht weder ihm, noch der spanischen Regierung, die er vertritt, zur Ehre.

Die Boloco-Plantage macht übrigens einen sehr guten Eindruck: fast alle Cacaobäume sind ausgewachsen und geben mit ihren grossen tiefgrünen Blättern, zwischen welchen die goldgelben Früchte hervorleuchten, angenehmen Schatten. Ausser den stets fortschreitenden Waldklärungsarbeiten wird der Boden unter den Pflanzen stets ein wenig gereinigt, die Früchte geschnitten und ausgeklaubt, die Kerne auf langen Bänken zum trocknen gelegt und dann in Säcke gepackt.

Vivour beschäftigt derzeit grösstentheils Loangomänner, doch hat er auch etwa 30 Accra-Arbeiter (darunter Fassbinder, Zimmerleute und Schmiede), einige Cap Palmas-Krujungen, mehrere Bassamänner als Zwischenhändler an den Küstenplätzen und vier Bube in seinem Dienste. Vivour hatte früher schon alle möglichen Arbeiter aus verschiedenen Küstentheilen im Dienste gehabt, doch geniesst er jetzt überall

---

[1]) Der italienische Reisende Capt. Bove sprach seinerzeit über Vivour's Geiz, was auch in englische Blätter drang. Vivour fühlte sich dadurch veranlasst, den Bau eines Steinhauses zu Boloco zu beginnen.

einen so schlechten Ruf, dass es ihm schwer wird, Leute zu engagiren. Die Loango erhalten einen sehr kleinen Lohn in Zeug, sie bekommen nur Bananen und etwas Yams, sowie Fische, so viele eben täglich gefangen werden, zu essen, werden oft Monate über ihr Dienstjahr zurückbehalten und hassen Vivour gründlich. Auch scheint mir, dass die Farmarbeit ihnen am wenigsten zusagt, sie eignen sich am besten als Träger beim Karawanen-Transport.

Auf einer weit höheren Culturstufe als Vivour steht der Mulatte Laureano, der ebenfalls ausgedehnte und schöne Cacaopflanzungen besitzt. Er spricht portugiesisch, etwas spanisch und sehr wenig englisch, hat ganz Europa bereist und ist recht intelligent und gebildet. Er wohnt stets in netten gemauerten Häusern, lebt nach Art der Portugiesen in Afrika und geniesst sein Leben. Freilich haftet ihm auch sehr viel vom Neger an, seine Arbeiter (Loango und Cap-Palmas- sowie Beribé-Krujungen) behandelt er zwar besser, zahlt sie aber höchst unregelmässig. Es geschieht denn auch gar nicht selten, dass eines seiner Küstenboote mit der Fracht von der Beribémannschaft nach Batanga oder Bimbia gesteuert wird, wo die Leute neue Arbeit suchen. Laureano ist als portugiesischer Consul der einzige, der auf Fernando Póo eine andere Flagge als die spanische hissen darf.

Ein verfehltes Unternehmen kann man die Basiléplantage des spanischen Gouverneurs Montes de Oca nennen. Derselbe pflanzte erst Cacao, welcher jedoch in der hochgelegenen Farm nicht gedieh und versucht es jetzt mit Chinin, welches auch nicht gut fortzukommen scheint. Er hält Loangoleute, nährt dieselben jedoch unbegreiflicher Weise mit Reis, den er aus Europa bezieht und stundenweit nach Basilé tragen lassen muss. Die zusagendste Nahrung für Loangos wäre Maniok, aus dem sie ihre landesübliche Kikwanga bereiten können. Aber selbst Maniok scheint auf dem Boden dieser herrlichen Plantage nicht gedeihen zu wollen.

Die anderen kleineren Farmen beschäftigen meist Leute, die unter die Schablone »Kruboy« rangiren und von Bassa,

Krebo, Cap Palmas, Beribé etc. abstammen. Manche derselben bleiben nach abgelaufener Dienstzeit als Zwischenhändler ständig in Fernando Póo. Besonders die Bassa, recht intelligente, aber sehr faule und unstete Menschen assimiliren sich gerne den Potonegern. Einige Loangos fanden selbst das Bubeleben anziehend, sie flüchteten nach dem Dorfe Gross-Boloco und sollen heute von den Eingeborenen nicht zu unterscheiden sein.

Diese Kruboys, Loangos, Accraleute u. a. bilden also eine fortwährend fluctuirende männliche Bevölkerung von mehreren hundert Seelen.

Einzig in Loango und Accra ist das Engagement durch die Localregierung etwas geordnet, an der liberianischen Kruküste, besonders aber im unabhängigen Küstenstriche von Beribé-Gleboë ist dasselbe stets mit grossem Wirrwarr verbunden.

Welch grosse Vortheile für die Regelung der westafrikanischen Arbeiterverhältnisse hätte eine Occupation des unabhängigen Gebietes zwischen Cap Palmas und Assinie durch die deutsche Regierung! Kamerun und das Togoland werden wohl noch lange keine einheimischen Arbeitskräfte liefern und theilweise auf Kruboyarbeit angewiesen sein. Für die Entwicklung der deutschen Colonien in Westafrika wäre es daher von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, wenn das deutsche Reich den an sich so unbedeutenden unabhängigen Strich an der Elfenbeinküste erwürbe und das Engagement der dortigen Kruleute selbst in die Hand nähme.

Die Arbeiterfrage ist auch in Fernando Póo das Haupthinderniss eines grösseren Aufschwunges. Trotz der üppigsten Fruchtbarkeit, welche ja schon an mehreren Punkten so gute Resultate ermöglicht, liegen noch immer ungeheure Striche brach und die Insel wird wohl für Jahrzehnte das unbestrittene Eigenthum der Bube bleiben.

Vom Handel ist bei der herrschenden Indolenz und der Entwerthung des Palmöls wenig zu erwarten, Kautschuk gibt es nach dem Botaniker Mann und meinen eigenen Erfahrungen keinen und auch sonstige Handelsproducte

wüsste ich nicht zu nennen. Im Plantagenbau liegt die Zukunft der Insel.

Jedenfalls könnte diese vortheilhaft gelegene Tropeninsel unter einer thätigen Regierung in jeder Hinsicht emporblühen. Vor Allem besitzt sie einen Schatz, den wenige Plätze an der afrikanischen Westküste ihr eigen nennen können; klares, treffliches Wasser. Die Dampfer, welche ihre in Europa gefüllten Wasserreservoirs erschöpft haben, fassen ihr Trinkwasser bei Banana aus dem Congo. Nachdem das Wasser dieses Stromes tausende von Meilen durch tropische, theilweise versumpfte Landstriche geströmt, nachdem es durch zahllose verwesende Pflanzenreste, Thier- und Menschencadaver verpestet worden, muss es zuletzt den Bemannungen und Passagieren der deutschen und englischen Dampfer als Trinkwasser dienen!

Alle diese Dampfer legen in Fernando Póo an wo ihnen treffliche Häfen Schutz bieten. Ein kleiner Reservoirsteamer zu Sta. Isabel, oder an der San Carlosbai würde genügen, dieselben mit trefflichem, gesundem Gebirgswasser zu versorgen. Doch Niemand denkt daran, etwas derartiges zu veranstalten, obwohl die Dampferlinien den betreffenden Agenten sicher gut bezahlen würden. Die Vortheile, welche die Insel der Anlage eines Sanatoriums bieten würde, sind schon früher erörtert worden.

In Fernando Póo finden sich ausgedehnte grasige Hochplateaus, auf welchen zahlreiche Ziegen der Bube weiden. Früher gab es dort auch Rinder, welche die ersten Spanier eingeführt hatten, die sich gut hielten, aber von den Bube ausgerottet wurden.

Ich zweifle nicht, dass neue rationellere Versuche im Stande wären, Rindvieh ans Angola in Fernando Póo einzubürgern. [1]) Heute schon versorgt die Insel die umliegenden Küstenplätze mit Yams. Welch' ausserordentliche Vortheile könnte derselben die Möglichkeit bieten, der Küste und den

---

[1]) Einige Rinder werden zu Sta. Isabel und in Vivour's Farm Boloco gehalten, wo sie recht gut gedeihen.

Dampfern frisches Rindfleisch liefern zu können. Noch wäre Manches, z. B. die Anlage einer Brettersäge wünschenswerth, und leicht ausführbar, doch will ich in dieser Hinsicht nicht zuviel erwähnen, um nicht dem Verdachte der Afrika-Schwärmerei zu verfallen.

Dennoch möchte ich mit der Hoffnung schliessen, dass jene Perle des Guinea-Golfes, welche schon ihr erster Entdecker von der tropischen Pracht ihrer Natur entzückt, »hermosa«, die Wohlgestaltete, nannte, dass jenes Eiland, welches durch seine Lage an der Hauptlinie westafrikanischen Verkehres, an der Mündung dreier mächtiger Ströme, des Niger, Calabar und Kamerun, durch seine vorzüglichen Häfen und sonstigen Vortheile bestimmt erscheint als Stapelplatz für die Küstenländer zu dienen, dass jene herrliche Insel Fernando Póo endlich aus ihrem tausendjährigen Urwaldschlummer erwachen und für die Cultur eine Rolle spielen möge!

ANHANG.

Litteratur von Fernando Póo.

Waterhouse, of some new species of mammalia from Fernando Po. (Proceed. zoolog. soc. London. 1838.)

Narrative of the Niger expedition (Dr. Thompson's Bericht im II. Band) London. 1841.

Fraser Louis, Zoologia typica, London. 1842.

Usera y Alarcon, Don Jerónimo, Memoria de la isla de Fernando Póo, Madrid. 1848.

Clarke J., Introduction to the Fernandian Tongue, 8⁰ . 2. Ausgabe. Berwick-upon-Tweed. 1848.

Baikie, W. B. Narrative of an exploring voyage up the vivers Kwora and Binue, London. 1856, pag. 329 ff.

Wilson, Rev. I. L., Western Afrika, London. 1856, pag. 352 ff.

Hartlaub, Dr. C. System der Ornitologie Westafrikas. Bremen. 1857.

Hutchinson, Thom. J. Impressions of Western Africa. London. 1858. — Ten years wanderings among the Ethiopians. London. 1861, pag. 286 ff.

Navarro, D. Ioaquin, Apuntes sobre el estado de la costa de Africa, Madrid. 1859.

Martinez y Sanz, Don Miguel, Breves apuntes sobre la isla de Fernando Póo, Madrid. 1859. — Diccionario del Idioma Bube, Manuscript im Ministerio del Ultramar zu Madrid befindlich. (Deutsch von Oscar Baumann, Zeitschrift für afrikanische Sprachen. Berlin. 1888. Heft 2.)

Bastian, Ein Besuch in San Salvador, Bremen. 1859. pag. 137 ff.

Mann, Gustav Acount of an ascent of Clarence Peak Fernando Po, Journ. of Proceed. Linnean society, Botany vol. VI., 1862, pag. 27.

Hooker. On the vegetation of Clarence Peak, Fernando Po, with descriptons of plants collected by Gustav Mann. (Journ. of Proceed. Linnean society, Botany vol. VI. 1862.)

Hooker. On the plants of the temperate region of the Cameroons mountain and islands in the bight of Benin collected by Mr. Gustav Mann. Journ. of the proceed. of the Linnean society, Botany vol VII., London. 1864, pag. 171.

Dr. Quétan Note sur Éîle Fernando Po (Archives de médecine navale, 1868.

Benedetti M. Les iles espagnoles du Golfe de Guinee (Bul. de la soc. de geograph. tom. XVII., Paris. 1869.) pag. 66.

Hann J. Das Klima von Fernando Póo (Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie) Wien. 1873. VIII. Band, pag. 46.

Burton R. F. A visit to Fernando Po peak, (Alpine Journal vol. VII. 1874, pag. 1 bis 19).

Pellon, Don Julian y Rodriguez. Descripcion general de la isla de Fernando Póo y sus dependencias precedida de una resena general sobre el Golfo de Guinea y accompañado de varios planos, mapas, vistas y retratos de indigenas, escrita en virtuo de real orden de 23. Novembre de 1865 (1871 abgeschlossene fragmentarische Handschrift im Ministerio del Ultramar zu Madrid. 10 Folio-Bände).

Rey, Notes sur la geographie medicale de la côte occidentale d'Afrique (Bul. de la soc. geogr. de Paris 1878. p. 229.

Soyaux, H. Auf Fernando Póo. (Aus allen Welttheilen 1877, pag. 159).

Buchholz R. Reisen in Westafrika, Leipzig 1878.

Parr. Bube na English dictionary with notes on grammar, Fernando Po, 1881.

Gomez y Sanjuan, Don José. Posesiones españolas del golfo de Guinea (Bol. de la soc. geogr. de Madrid. Tom. XV.) 1883, pag. 381.

Montes de Oca, Don José, Colonizacion de Fernando Póo (Bol. de la soc. geogr. de Madrid 1884).

Sorela, Les possessions espagnoles du Golfe de Guinée. Paris 1884.

Gomez y Sanjuan, Don José. Die Insel Fernando Póo, Ausland 1884, pag. 835, übersetzt von Prof. Blumentritt.

Saker Alfred, Der Bahnbrecher christlicher Cultur in Kamerun, nach dem Englischen von Dr. Underhill, von J. G. Lehmann, Hamburg. 1885.

Rogoszinsky. Fernando Po. (Bul. de la soc. geogr. du Havre. 1885.)

Die Reise Sr. Majestät Corvette »Helgoland« an der Westküste Afrikas 1884 bis 1885. (Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens, Pola. 1885. Heft XII.)

Fernando Po. Nach dem Berichte Sr. Majestät Kr. »Möve« Commandant Corvetten-Capitän Hoffmann. (Annalen der Hydrographie, Berlin 1885, pag. 11.)

Janikowsky. L'ile de Fernando Po (Bul. de la soc. de geogr. Paris 1886, pag. 563).

Ossorio, Dr. Apuntes de un viaje (Anales de la soc. española de historia natural. tom. XV. 1886, pag. 289).

Baumann, Oscar. Beiträge zur Kenntniss der Bubesprache auf Fernando Póo. (Zeitschrift für afrikanische Sprachen. Berlin. 1888, pag. 138—155).

REGISTER.

Druckfehler:

Auf Seite 52, Illustrationstitel, lies statt Pick: Pik.
» » 63, Zeile 4 von Unten, statt Elais: Elaeis.
» » 77, Zeile 2 von Unten der Anmerk. 2 statt Alacron: Alarcon.
» » 143, Zeile 3 von Oben, statt Dr. Thompson: Dr. Thomson.

Druck von J. Roller und Comp. in Wien.

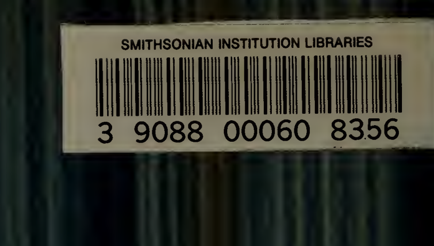
Baum



Gotha Justus Perthes

WIEN: EDUARD HÖLZEL
1888.




SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00060 8356